welt bewegt

MÄRZ – MAI 2019 C 51 78

Vielfalt der Lebensformen

ZENTRUM FÜR
MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

„Eine Tür ist genug. Beziehungsgeschichten im Jetzt“

Unter diesem Motto steht die Online-Kampagne der evangelischen Frauen und Männer in der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) zur Vielfalt von Liebes- und Lebensformen. Dazu die Initiatoren des Videoprojekts: „Alle gehören dazu: Frauen und Männer, vom anderen oder vom gleichen Geschlecht angezogen, in Paarbeziehung lebend oder alleinstehend, Männer, die sich als Frauen fühlen, Frauen, die sich als Männer fühlen, Menschen mit ganz individueller Geschlechtsidentität. Alle können miteinander leben, ohne sich gegenseitig Angst machen zu müssen. Niemand soll sich verstecken oder verbiegen müssen, niemand sollte sich überlegen fühlen. Gegenseitiges Verständnis, gegenseitiger Respekt, gegenseitige Wertschätzung und gegenseitige Unterstützung sind noch keine Selbstverständlichkeit. Wir möchten dazu beitragen, dass sich das ändert.“

Jens Janson ist Referent der Männerarbeit. Er sagt: „Gibt es zwei Geschlechter, so viele wie Menschen oder gar keine? Sind sie anerzogen? Angeboren? – Jedenfalls: Um zu erkennen, wer ich bin, muss ich in Beziehung sein.”

Frauke Josuweit, Pressefrau der Evangelischen Frauen in Deutschland, fragt: “Warum lehnen wir geradezu reflexhaft ab, was wir nicht kennen? Muss uns das so sehr Angst machen? Letztendlich suchen wir doch alle dasselbe: Liebe, Verständnis, Respekt – und Zugehörigkeit.”

http://eine-tuer.de/#!/eine-tuer-ist-genug-spot/

Fotos: C. Plautz (1), B. Schnoor (1), Archiv (1), adpic (5), S. López (1), C. Hunzinger (1), J. Christiansen (1), C. Wenn (3)

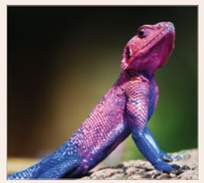
Aus dem Inhalt

4 **Schatz unter dem Regenbogen**
Vielfältige Lebens- und Liebesweisen sind Reichtum. Kirche muss für Inklusion sorgen, sagt *Sieghard Wilm*.

8 **Heute können wir offen sprechen**
Toleranz und Anerkennung musste man sich in der Kirche früher erst erkämpfen, weiß *Barbara Schnoor.*

11 **Gegen Aids hilft Null-Diskriminierung**
Thomas Lienau-Becker sieht, dass die AIDS-Quote dort sinkt, wo die Akzeptanz für alle Lebensformen groß ist.

16 **Ich sehe mich als Brückenbauer**
Die Ablehnung von gleichgeschlechtlichen Beziehungen in Tansania hat Tradition, erklärt *Rogers Mtui.*



18 **Der zweitbeste Lebensplan**
Nico Bruinette wollte Pastor in Südafrika werden. Heute lebt er zusammen mit seinem Mann in China.

20 **Wir müssen nicht klopfen, wir sind drin**
Sergio Ariel López ist der erste bekennende homosexuelle Pastor in Argentinien. Dort gibt es nun die „Ehe für alle“.

22 **Unfassbar, dass der Staat Schutz verweigert**
Weil ihr Leben bedroht war, musste die Menschenrechtsaktivistin *Shirley Mendoza* aus Honduras fliehen.

24 **Befreiungsbewegungen haben mich gestärkt**
Anupama Hial erlebt, dass es in Indien noch unüblich ist, ein Leben außerhalb der Familie zu führen.

26 **Alle sollten so lieben, wie es ihnen entspricht**
Die Iglesia Filipina Independiente zählt mit ihrer Toleranz für andere Lebensformen zu den Vorreitern, so *June M. Yañez.*

27 **Hier ist die Kirche Hüterin der Tradition**
Die lettische Kirche verurteilt gleichgeschlechtliche Beziehungen als Auswüchse des Liberalismus, weiß *Zanda Ohff.*

29 **Mit Mission verbinde ich Menschen**
Der neue Direktor *Dr. Christian Wollmann* erklärt seine Ziele und sein Verständnis von Mission und Ökumene.

30 **Er lebt den Geist der Ökumene**
Am 2. Februar wurde *Dr. Klaus Schäfer* verabschiedet. Er leitete das *Zentrum für Mission und Ökumene* von 2005 - 2019.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Familie aus der Rama-Werbung mit Vater, Mutter, Kind und Hund vor Eigenheim im Grünen gilt schon lange nicht mehr als Ideal und einzig anerkannte Lebensform. Und das ist auch gut so. Heute sind die Familienformen und Lebensweisen so vielfältig geworden, dass inzwischen Glossare entstehen, um sie alle zu benennen. Die Frage lautet eher: Wer bin ich und wer bestimmt, was ich zu sein habe? Die Normen verschwinden zugunsten einer Vielfalt, die die Gesellschaften bunter machen und lebendiger. Diesen Reichtum haben auch Kirchen entdeckt. So befasst sich die Nordkirche auf ihrer Synode im Herbst mit der Vielfalt von Familienformen und Lebensweisen. „Die Vielfalt ist des Schöpfers Handschrift“, deshalb sei es „Wesen und Auftrag von Kirche, für Inklusion zu sorgen“, erklärt Pastor Sieghard Wilm, der die Synode mit vorbereitet. So liegt der Focus dieses Heftes auf den Lebensformen, die in Kirche und Gesellschaft meist nicht so beleuchtet und – bei aller wachsenden Toleranz – auch in unserer Gesellschaft immer noch diskriminiert werden, und sei es nur durch Nichtwahrnehmung. Eine sexuelle Orientierung, die nicht der Norm entspricht, wird in vielen Ländern nicht nur missachtet, sondern brutal verfolgt. So war das Leben von Shirley Mendoza in Honduras bedroht, weil sie sich als Transfrau für Menschenrechte eingesetzt hat. Heute lebt sie im Hamburger Wohnprojekt Brot & Rosen und gibt auch hier ihr Engagement nicht auf. Ihr größter Wunsch ist es, dass alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht und ihrer Lebensform gleiche Rechte haben und ein Leben in Würde führen können. Auf dem Weg dahin kann die Wahrnehmung und Würdigung aller Lebens- und Liebesformen schon einmal ein erster Schritt sein.

Ihre

Ulrike Plautz

PS: Ihre Meinung interessiert uns, darum schreiben Sie uns gerne!

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: **weltbewegt** (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Klaus Schäfer (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Constanze Bandowski, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 520 604 100 000 111 333 Evangelische Bank, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

Schatz unter dem Regenbogen

Schon längst gibt es eine Vielfalt von Familienformen und Lebensweisen. Zum Wesen und zur Aufgabe von Kirche gehört es, für Inklusion zu sorgen.

Sieghard Wilm

Jedes dritte Kind wird heute außerhalb der Ehe geboren. Die Zahl von Alleinerziehenden hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ständig erhöht. Besonders in den Großstädten ist der Anteil der Singlehaushalte gewachsen. Einsam möchte aber keiner sein. Zudem stellt die demographische Entwicklung die alternde Gesellschaft vor erhebliche Herausforderungen und fragt nach neuen Formen der Familiarität. Die Akzeptanz gleichgeschlechtlich Liebender mit und ohne Kinder hat nach jahrzehntelangem Emanzipationskampf zumindest in Westeuropa zugenommen, auch intersexuelle und transidente Menschen werden zunehmend wahrgenommen und akzeptiert. Zudem hat die Zuwanderung von Geflüchteten eine weitere Pluralisierung in unsere Gesellschaft gebracht. Es gibt ermutigende Beispiele von Familiarität mit Geflüchteten. Seit 40 Jahren wird die Vielfalt der Familienformen und Lebensweisen in Deutschland und Europa wird immer stärker wahrgenommen und diskutiert.

Wie lässt sich ein positives Bewusstsein für die Vielfalt von Lebensformen fördern?

Zu lange haben die Kirchen gezögert, die Pluralisierung von Familienformen und Lebensweisen zum Thema zu machen. Familie haben wir alle, in Beziehungen leben wir alle. Sie zu gestalten fragt nach ethischer Orientierung im Horizont unserer Zeit. Aber auch die Evangelische Kirche selbst sucht nach einer Haltung, wie mit der Pluralisierung umzugehen sei.

Nach außen hin wird auch die Evangelische Kirche oft wahrgenommen als normierende Institution der klassischen bürgerlichen Ehe. Die Frage stellt sich: Wie können wir die „klassische Ehe“, die es in dieser Form übrigens erst 200 Jahre gibt, würdigen ohne andere Formen von Partnerschaft und familiärem Zusammenleben zu diskriminieren? Wie fördern wir ein positives Bewusstsein für die Vielfalt von Lebensformen? Wie können wir dazu beitragen, dass diese Vielfalt als Segen und Glück erlebt wird, als Schatz unter dem Regenbogen unseres segnenden Schöpfers? Darüber muss sich eine Landeskirche mit sich selbst verständigen. Denn es gibt einiges aufzuräumen. Wie oft habe ich Äußerungen in der Kirche gehört: „Wo diskriminieren wir denn als Kirche? Es können doch alle zu uns kommen.“ Mehrheiten fällt es schwer, sich in die Situation von Minderheiten hineinzuversetzen und Diskriminierungen aufzuspüren.

Einige Beispiele:

- Gesa ist Single und engagiert sich in ihrer Gemeinde. In der Sonntagspredigt nimmt der Pastor gerne Beispiele aus seinem Familienleben. Single kommen in den Predigten nie vor.
- Blanda und Emilia wollen ihre Tochter taufen lassen. Das lesbische Paar ist sich unsicher, ob es komische Blicke in der Gemeinde geben wird.
- Frau Heinrich ist alleinerziehend mit zwei Kindern. Nach einem Konflikt in der evangelischen Kita meint die Erzieherin: „Da fehlt der Papa im Haus!“ Frau Heinrich fühlt sich defizitär.
- Herr Dr. Neumeier und sein Partner möchten eine kirchliche Trauung in einer Dorfkirche, sind sich aber unsicher, ob die Gemeinde sie willkommen heißt.
- Frau Vahl und Herr Arnold, beide verwitwet, leben im Alter zusammen, wollen aber aus Versorgungsgründen nicht heiraten. Sie würden aber gerne einen Dank- und Segnungsgottesdienst feiern. Geht das überhaupt ohne Trauschein?
- Kay hätte Lust, im Kirchenchor zu singen. Die Transidente ist sich aber unsicher, ob sie dort willkommen ist.

Diskriminierung geschieht auch durch Nichtnennung und Nichtwahrnehmung

Diskriminierung geschieht nicht nur durch theologische oder soziale Abwertung der Anderen, wie sie in der Vergangenheit durch die Kirche geschah, sondern auch durch Nichtnennung und Nichtwahrnehmung. Das muss als Schuldgeschichte aufgearbeitet werden. Nun könnte die Kirche in der Selbsteinbildung leben, sie hätte vielleicht ein paar Minderheiten verprellt, aber die bürgerliche Mehrheit sei ihr immer noch sicher. Das wäre eine Milieuverengung, die sich keine Kirche leisten kann, die Gottes Mission ernst nimmt. Und es ist ein Denkfehler: Wenn eine einzelne Person Ausgrenzung und Abwertung durch die Kirche erfahren hat, dann zieht das weite Kreise in Familien und unter Freunden.

Der erste Schritt ist also, die Wahrnehmung für die Vielfalt zu schulen, die vorhanden ist, und denen zuzuhören, die bisher am Rand standen. Auch ihren Verletzungsgeschichten will die Synode zuhören und wissen, was heute die Erwartungen und Hoffnungen von Menschen sind im ganzen Spektrum der Diversität. Lebensexpertinnen werden vor der Synode Redezeit haben, denn wir wollen nicht über die Anderen reden, sondern mit ihnen.

Es geht auch darum, überhaupt einen Wortschatz zu finden. Transident, Transgender, Intersexuell, – was ist das? Und was sind eine Co-Mutter und ein Co-Vater? Nur wer sich sicher in den Themen zu bewegen weiß und sprachfähig wird, verliert hemmende Angst vor Fremdheit.

Familie ist, wo Menschen Verantwortung füreinander übernehmen

Als nächstes ist eine ethische Orientierung zu gewinnen: Wie kommt das Evangelium als Gottes befreiende Botschaft in das Leben in Vielfalt? Nicht Normierung wird gesucht, die anderes abnorm nennt und Minderheiten als Minderes abwertet, sondern ethische Orientierung in der Pluralität ist gefragt. Eine Wertschätzung der Vielfalt von Familiarität versucht die Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) 2013 mit der Orientierungsschrift „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“. Sie definiert: „Wo Menschen Verantwortung füreinander übernehmen, da ist Familie.“ In den letzten Jahren haben viele Landeskirchen synodal zum Themenkomplex Familie gearbeitet und Orientierung gegeben. Gleichgeschlechtliche Lebensformen oder Wahlfamilien kamen dabei eher am Rande vor.

Synoden haben im vergangenen Jahrzehnt ebenfalls über die Vielfalt von Beziehungsweisen gearbeitet, insbesondere zur Akzeptanz von gleichgeschlechtlich Liebenden. In vielen Kirchen können Schwule und Lesben sich in ihren Beziehungen segnen lassen, einige Landeskirchen haben eine weitreichende Gleichstellung beschlossen. Darin spiegelt sich auch die rechtliche Entwicklung, denn nach Kriminalisierung und Diskriminierung durch den Staat, sind mit der „Ehe für alle“ 2018 fast alle Rechtsungleichheiten in der staatlichen Gesetzgebung aufge-

Fortsetzung Seite 6

Sieghard Wilm *(53) ist Pastor in Hamburg-St. Pauli und lebt dort zusammen mit seinem Lebenspartner im Pastorat. Im September wird sich die Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland mit dem Thema „Familienformen, Beziehungsweisen. Vielfalt sehen und fördern, Menschen stärken“ befassen. Die Synode wird von Sieghard Wilm als Vorsitzenden des Vorbereitungsausschusses mitgestaltet.*

Fotos: C. Wenn (1), S. Wilm (1)

Reichtum der Lebensformen gibt es nicht nur in Stadteilen wie Hamburg-St. Pauli. Deshalb sind sie in der Nordkirche in diesem Jahr ein Thema der Synode.

Fotos: adpic (1), S. Wilm (1)

hoben. Die Landeskirchen haben meistens zeitverzögert auf die gesellschaftlichen Emanzipationsschritte reagiert, selten waren sie an erster Stelle.

Die Nordkirche versucht nun, mit einer einzigen Themensynode das weite Spektrum abzudecken: Familienformen, Beziehungsweisen – Vielfalt sehen und fördern – Menschen stärken. Vorbereitet wurde das Thema durch das *Bündnis Lebensformen*, deren Vorlage ich als Synodaler auf der Septembersynode 2016 eingebracht habe. Seit Januar 2018 arbeitet ein Vorbereitungsausschuss. Drei Studientage im Mai und Juni 2019 sind in den Sprengeln der Landeskirche vorgesehen, um ein Impulspapier in der Resonanz reifen zu lassen, das der Landessynode im September 2019 vorgelegt werden soll.

Ziel ist es, Menschen in der Vielfalt wahrzunehmen, theologisch und sozialethisch zu orientieren und Verabredungen zu treffen, wie die Kirche nachhaltig Vielfalt wahrnehmen und fördern und Menschen stärken kann. Die Jahreslosung 2019 gibt den Auftrag „Suche Frieden und jage ihm nach!“ (Psalm 34, 15). Diesem Motto verpflichtet sich diese Themensynode. Denn Ausgrenzung und Diskriminierung stören den Schalom, den gerechten Frieden Gottes, den niemand für sich alleine besitzen kann, wenn er mit den anderen nicht geteilt wird.

Die Nordkirche verpflichtet sich selbst in Artikel 1 (8) ihrer Verfassung: „Die … Kirche wendet sich gegen alle Formen der Diskriminierung und fördert ein von Gleichberechtigung bestimmtes Zusammenleben der Menschen.“ Angesichts der Vielfalt von Familienformen und Lebensweisen gehört es zum Wesen und Auftrag der Kirche, für Inklusion zu sorgen. Das ist die gesellschaftliche Friedensarbeit innerhalb der Kirche und geht als missionarischer Impuls über sie hinaus.

Eine Ehetheologie lässt sich nicht aus der Bibel herleiten

Und was sagt die Bibel dazu? Wer die Schriften der hebräischen Bibel und des Neuen Testaments genau studiert, macht erstaunliche Beobachtungen.

Am Anfang war die Vielfalt. Sie ist des Schöpfers Handschrift. „Und Gott sah an, alles, was er geschaffen hatte und siehe es war sehr gut“ (1. Mose 1, 31). Über Familienformen und Lebensweisen berichtet die Bibel in großer Vielfalt. In 1. Mose 2 steht der Satz, der heute bei Trauungen gesagt wird: „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seiner Frau anhängen und sie werden ein Fleisch sein“. Da steht kein Wort von Ehe. Das Wort „anhängen“ wird im Buch Ruth dann auch zwischen Ruth und Naomi verwendet, zwei Frauen unterschiedlicher Generationen, nicht blutsverwandt. Die Abrahams- und Jakobsgeschichte setzt den patriarchalen Großfamilienverband und die Vielehe voraus und erzählt mit Selbstverständlichkeit von Sarahs Sklavin Hagar als Leihmutter. Niemand würde heute auf den Gedanken kommen, daraus ein christliches Familienbild herzuleiten. Die vielen Frauen König Davids und der Harem seines Sohnes Salomo befremden uns heute und scheinen wenig hilfreich bei der ethischen Orientierung. Die Bibel beschreibt, was im Zeithorizont als Familienformen und Lebensweisen faktisch vorliegt, eine Ehetheologie lässt sich nicht aus ihr herleiten. Im Neuen Testament bricht der Ruf in die Nachfolge mit allen Familienbanden. Petrus war verheiratet, Paulus hielt nicht viel von der Ehe (1. Korinther 7). Schon Jesus hatte sein Verständnis von Familie und Beziehung in Abgrenzung zu seiner Herkunftsfamilie neu definiert: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter“ (Matthäus 12, 50).

Maria und Martha lebten eine Hausgemeinschaft mit Lazarus, die Apostelgeschichte berichtet über die Purpurhändlerin Lydia, die einem großen Haushalt vorstand. Die „Philadelphia“-Geschwisterlichkeit wird zum Kennzeichen der jungen Gemeinden, in denen Verantwortung für Witwen und Waisen übernommen wird. Diese Familiarität hat das das Christentum in den ersten Jahrhunderten attraktiv gemacht. Die Orientierung auf Christus ist das Entscheidende, das alle Statusunterschiede überbietet: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“ (Galater 3, 28).

Im Geist des Jesus von Nazareth werden Beziehungen gestiftet, die Vielfalt nicht als Trennendes sehen, sondern als Vielfalt in Einheit. Das ist der Reichtum und die Stärke christlicher Gemeinde im Zeithorizont des Paulus. Heute würden wir von Inklusion sprechen. „Denn auch der Leib ist nicht ein Glied, sondern viele“ (1. Korinther 12, 14). Dieses Bild kann als Orientierung hilfreich sein, wenn die Nordkirche mit der anstehenden Themensynode den Umgang mit Familienformen und Lebensweisen verabreden will.

Im Geist des Jesus von Nazareth werden Beziehungen gestiftet, die Vielfalt nicht als Trennendes sehen, sondern als Reichtum. Es sind Beziehungen, in denen Personen und Gruppen sich gegenseitig anerkennen, feststellen, dass sie verschieden sind und dennoch zusammengehören und aneinander teilhaben lassen wollen, denn „wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit“ (1. Korinther 12, 26).

Es geht um Inklusion der Vielfalt von Familienformen und Lebensweisen

Meine Hoffnung ist, dass wir uns von dem Geist der Freude anstecken lassen, weil wir den Reichtum der Vielfalt genießen können in der Einheit der Kinder Gottes.

Was in der Landessynode verhandelt wird, das soll die Kirche auf allen Ebenen erreichen. Wie sichern wir, dass die Nordkirche nachhaltig bei diesem Thema bleibt?

Wird es einen Regenbogensonntag geben, mit dem einmal im Jahr das Thema wachgehalten wird? Mit einem liturgischen Gestaltungsvorschlag, Texten und Liedern, die von der Vielfalt erzählen? Wie werden wir werberisch auftreten um alle Verunsicherten einzuladen, ein Teil der Kirche in Vielfalt zu sein? Welche Best-Practice-Beispiele, die anderen Mut machen, sollen gefördert werden? Welche Pilotprojekte starten? Erst wenn die Kirche eine nachhaltige Verabredung zur Inklusion von Familienformen und Lebensweisen mit sich getroffen hat, wird sie glaubwürdig den Schalom Gottes verkünden und in die Gesellschaft hineinwirken können.

Heute können wir offen über unsere Lebensform sprechen

Die rechtliche Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften hat Auswirkungen auf die Kirche. Die Offenheit gegenüber anderen Lebensformen war dort nicht immer so groß.

Barbara Schnoor

„Fürchtet Euch nicht! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ steht auf dem Banner der polnischen christlichen Gruppe von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender (Foto u.). Sie demonstrierten auf dem Christopher Street Day im Mai 2017 in Gdańsk (Foto l.) für Toleranz und Gleichberechtigung.

Es war eine bunte und fröhliche Parade, die da durch die Straßen von Gdańsk zog. Auf der einen Seite durch schwerbewaffnete Polizisten von einer Gegendemo abgetrennt und geschützt, auf der anderen Seite begegneten wir Menschen, die einfach nur zuschauen wollten – darunter einige, die in Sympathie ihre Regenbogenfähnchen schwenkten. Es war im Mai 2017 in Polen, als ich am dortigen Christopher Street Day auf dem Toleranzmarsch mitlief. Die polnische christliche Gruppe von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender (kurz LSBT*) trug einen Banner, auf dem auf stand: „Fürchtet euch nicht! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ (Joh 14,2).

Ein gutes Motto für alle Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender-Menschen und all diejenigen, die sich für ihre Rechte einsetzen.

Meine Gemeinde zeigte sich aufgeschlossener als ich vermutet habe

In meinem Alltag spielt es kaum eine Rolle, ob ich lesbisch bin und mit einer Frau zusammenlebe. Insgesamt mache ich heute viele positive Erfahrungen. Das war Mitte der 1990er Jahre noch anders. 1996 war ich gerade in meine erste Gemeinde nach Hamburg-Harburg gekommen. Ich war mir nicht sicher, wie sie es aufnehmen würde, wenn sie erführe, dass ich lesbisch bin. Das offen zu sagen, das hatte ich mich zunächst nicht getraut. Als dann aber meine damalige Partnerin und ich dem Kirchenvorstand erzählten, dass wir ein Paar seien, zeigte sich die Gemeinde viel aufgeschlossener als vermutet. Natürlich kamen auch Fragen wie „Was bedeutet das überhaupt?“, oder: „Wie sagen wir das der Gemeinde?“ Mit diesen Fragen haben wir uns dann intensiver auf einer Kirchenvorstandsklausur auseinandergesetzt. Zu dieser Zeit wurde in meiner Landeskirche, damals noch Nordelbische Kirche, heiß diskutiert, wie sie es mit der Akzeptanz von Schwulen und Lesben halten sollte. Die Nordelbische Synode wollte 1996 auf ihrer Synodaltagung eheähnliche Partnerschaften als mögliche Lebensform anerkennen. Gegen diesen Synodenbeschluss erhoben zunächst zwei Bischöfe aus dem dreiköpfigen Bischofskollegium ihr Veto. Ihre Begründung: Eheähnliche Lebensformen, „Ehe ohne Trauschein“ oder schwule und lesbische Partnerschaften, stünden im Widerspruch zum lutherischen Bekenntnis. Dies Veto wurde jedoch einige Jahre später aufgehoben.

Das ist nun mehr als zwanzig Jahre her. War die Landeskirche damals noch Vorreiterin in Fragen des Umgangs mit verschiedenen Lebensformen, bewegt sie sich aus meiner Sicht heute eher im Mittelfeld. Auf ihrer Synode im Herbst 2016 verfolgte ich mit anderen kirchlichen Lesben und Schwulen die Diskussion, in der es um die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare ging. Es wurde beschlossen, dass diese Segnungen nun Trauungen gleichzustellen seien. Wir hatten uns gefreut, dass es in unserer Kirche für alle Paare gleiche Rechte geben würde, waren andererseits aber enttäuscht, dass eine Segnung immer noch nicht „Trauung“ heißen darf und es damit keine vollständige Gleichstellung gibt.

Noch immer ist jedes Coming Out mit Herzklopfen verbunden

Im Alltag erlebe ich in Seminaren, Konventen und am Arbeitsplatz vor allem viel wohlwollendes Interesse. Uns begegnen die gleichen Fragen wie Menschen in heterosexuellen Partnerschaften auch. Einige wollen wissen, was meine Freundin arbeitet oder ob wir uns hier wohl fühlen. Manchmal gibt es aber auch kleine Stolpersteine. So habe ich mehrmals erlebt, dass mir andere nicht geglaubt haben, wenn ich erzählt habe, dass ich lesbisch bin. Ist es, weil ich nicht ihrer Vorstellung einer Lesbe entspreche? Diese Reaktion habe ich immer als ein Nicht-Ernstnehmen von Identität und Selbstwahrnehmung erlebt. Ein anderes Beispiel: Als ich mich Anfang der 2000er Jahre auf eine neue Stelle bewarb, erfuhr ich im Nachhinein, dass dort eine lesbische Frau wohl doch nicht so erwünscht war. Einmal wurde mir hinter vorgehaltener Hand gesagt, dass es vorher einen schwulen Pastor gab, mit dem man Schwierigkeiten gehabt hätte, und man aus diesem Grund nun keine Schwulen oder Lesben mehr einstellen wolle. So ist auch heute noch immer jedes Coming Out mit einem kleinen Zögern oder gelegentlich auch mit Herzklopfen verbunden. Manchmal überlegen meine Partnerin und ich auch, wo wir öffentlich Hand in Hand gehen können. Aber auch ich habe Vorurteile, zum Beispiel darüber, wie es auf dem Land zugeht. Als Leiterin des Frauenwerks im Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg bot ich 2015 eine Veranstaltung in einem lauenburgischen Dorf an. Während der Gruppenarbeit diskutierten ältere Damen an einem Tisch das neue Gesetz, das gerade in Irland in Kraft getreten war und besagte, dass Schwule und Lesben heiraten könnten. Als ich hinzukam, fragte mich eine Frau: „Warum kann das nicht auch bei uns gehen?“ Diese Aufgeschlossenheit an diesem Ort hatte mich doch sehr überrascht.

Die „Ehe für alle“ hat das Klima inzwischen auch in der Kirche verändert

Nach meinen Erfahrungen scheint die Toleranz gegenüber anderen Lebensformen auf dem Land nicht unbedingt niedriger zu sein als in der Stadt. Auch die Unterschiede zwischen Ost und West spielen eine geringere Rolle, als ich erst gedacht hatte. Überall gibt es Menschen, die unterstützend sind, aber leider auch noch immer Menschen, die gleichgeschlechtlichen Partnerschaften und LSBT-Menschen ablehnend gegenüber stehen. Allerdings geschieht Diskriminierung heute versteckter als früher, wo Menschen leichter einfach mal gesagt haben: „Das finde ich falsch oder eklig.“ Heute heißt es dann eher: „Ich habe ja selbst schwule Freunde, aber Lesben in der Kirche, das finde ich nicht so

Fortsetzung Seite 10

*Anm.: *Manchmal auch das längere Kürzel LSBTIQ – Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Transgender, Intersexuell, Queer (siehe auch Glossar Seite 14/15)*

Fotos: B. Schnoor (2)

Barbara Schnoor hat christliche Netzwerke wie LUK (Lesben und Kirche) als große Unterstützung erlebt.

Barbara Schnoor, *Pastorin und Krankenhaus-seelsorgerin im Dietrich-Bonhoeffer-Klinikum in Neubrandenburg*

gut." Andererseits gibt es auch Lesben, die mich fragen, wie ich denn überhaupt in der Kirche arbeiten könne. Viele haben allerdings schon lange keine Kirche mehr von innen gesehen und einige unterscheiden kaum zwischen katholischer und evangelischer Kirche. Als 2010 auf dem Lesben-Frühlingstreffen heftig darüber diskutiert wurde, ob dort ein Gottesdienst abgehalten werden dürfe, gab es eine massive Ablehnung. Für viele war die Kirche noch immer eine durch und durch patriarchale und hierarchische Institution. Dass sich Kirchen seit 1950 geändert haben und es inzwischen kirchliche Lesbengruppen gibt, war für viele undenkbar. Neben Unkenntnis ist das oft ein Resultat eigener erlebter Verletzungen. Durch die politischen und rechtlichen Veränderungen – gerade auch die „Ehe für alle" – hat sich in den letzten Jahren das Klima verändert, so dass ich mit anderen Menschen nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche offen und auch selbstverständlich über meine Lebensweise reden kann.

In Osteuropa gibt es eine wachsende Intoleranz

So habe ich in all den Jahren kirchliche Lesben und andere christliche LSBT-Gruppen als große Unterstützung erlebt. Seit Ende der 90er Jahre bin ich in den Netzwerken MuM (Maria-und-Martha-Netzwerk – ein Netzwerk für Lesben mit Arbeitgeberin Kirche) und LuK (Lesben und Kirche) engagiert. Dort tauschen wir uns aus und engagieren uns kirchenpolitisch. Etwas später kam ich als Delegierte in das Europäische Forum für christliche LSBT-Gruppen, wo sich nicht Einzelpersonen, sondern verschiedene europäische Gruppen vernetzen und sich gemeinsam engagieren. Neben dem ökumenischen Austausch werden diverse Projekte auf die Beine gestellt – gerade auch für Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender-Menschen, die in Osteuropa leben. Leider sind sie dort heute viel größeren Schwierigkeiten ausgesetzt als im Westen Europas und es gibt eine wachsende Intoleranz. Ein Beispiel für das aktuelle Klima in Osteuropa las ich gerade auf der Website des Europäischen Forums: „Wir sind sehr besorgt, diese Nachrichten aus Ungarn zu hören: Am 16. Januar strahlte das Programm M5 vom MTV ein Programm über die ‚ernstzunehmende und wichtige Forschung' aus, die über die Heilbarkeit von Homosexualität durchgeführt wird." Zurzeit ist in vielen Ländern eher ein Erstarken des Nationalismus zu beobachten, der meist mit Einschränkungen der Rechte von Frauen und von LSBT einhergeht. Auch wir sind davon nicht so weit entfernt. So droht die AfD mit einer Klage gegen die „Ehe für alle" vor dem Verfassungsgericht. Ich hoffe aber, dass es in Deutschland, europaweit und weltweit, eine weitere Liberalisierung geben wird und eine Stärkung der Menschenrechte für alle, unabhängig von ihrer Lebensform. Ich hoffe, wir können uns – jede an ihrer Stelle – für eine offene und von Nächstenliebe geprägte Kirche einsetzen und eine Welt, in der die Würde aller Menschen geachtet und respektiert wird.

Fotos: C. Wenn (1), B. Schnoor (1), Wikimedia (1)

Null Diskriminierung – Voraussetzung für einen erfolgreichen Kampf gegen AIDS

Im Kampf gegen AIDS ist entscheidend, in welchem Maß verschiedene Formen von Liebe und Sexualität in Gesellschaften anerkannt werden.

Thomas Lienau-Becker

Zur ureigensten Aufgabe von Kirchen gehört es, Menschen in Krankheit und beim Sterben zu begleiten. Zu Beginn der 1990er Jahre wurde jedoch immer deutlicher, dass Kirchen diese Aufgabe für Menschen mit AIDS nicht wahrnehmen konnten. Zu groß waren die Gräben, die sie von den Lebensumständen dieser Personen trennte. Aus der Sicht vieler Infizierter und Erkrankter waren die Kirchen keine glaubwürdigen Gesprächspartner oder Begleiter. Dies galt, solange sie homosexuelle Beziehungen und Partnerschaften nicht als gleichberechtigte und selbstverständliche Lebensformen anerkannten. Im Frühjahr 1994 begann Rainer Ehlers (damals Rainer Jarchow) seinen Dienst als bundesweit erster „AIDS-Pastor" beim Evangelisch-Lutherischen Kirchenkreisverband Hamburg. Im April 2019 jährt sich die Hamburger AIDS-Seelsorge nun zum 25. Mal. Dieses Jubiläum ist nicht durch die Zahl der Jahre besonders bedeutsam, sondern durch die Größe des Schritts, der damals gegangen wurde. Und durch das, was er auslöste.

Von Menschen, die damals schon HIV-infiziert waren, höre ich immer wieder, welche Sensation es war, als die evangelische Kirche in Hamburg einen AIDS-Pastor bekam – und zwar einen, der offen schwul war und sich als AIDS-Aktivist bereits einen Namen gemacht hatte. Es ist nicht übertrieben, hierin ein Ereignis zu sehen, das die gesellschaftliche Entwicklung hin zu einer Gleichstellung homosexueller Partnerschaften entscheidend voranbrachte. Zum ersten Mal kam hier aus dem Raum der Kirchen ein solches Signal – und ich bin voller Respekt vor den Menschen, die diese Entscheidung damals erstritten und verantwortet haben.

Seit 1982 verbindet sich AIDS mit Stigmatisierung und Ausgrenzung

Bis heute ist eine gute Begleitung von Menschen mit HIV und AIDS entscheidend davon abhängig, dass sie erlebbar diskriminierungsfrei ist. Denn seitdem AIDS im Jahr 1982 als eigenes Krankheitsbild identifiziert wurde, verbindet sich diese Krankheit mit Stigmatisierung und Ausgrenzung. Als „Gay Cancer" (schwuler Krebs) waren die ersten Erkrankungen zuvor gedeutet worden – und diese Verbindung mit schwuler Sexualität macht diese Krankheit bis heute zu einer, die nicht ist wie andere. Dies ist nach wie vor so – auch wenn, weltweit betrachtet, die Mehrheit der Erkrankten und Infizierten dieser Gruppe gar nicht angehört. Wer HIV-positiv ist, kann zwar dank Medikamenten heute weitgehend beschwerdefrei leben. Aber trotzdem ist dies keine Infektion wie andere. Benachteiligungen im Beruf, im Sozialleben wie im Gesundheitswesen (tatsächlich!!) sind nach wie vor an der Tagesordnung.

Rational betrachtet gibt es dafür jedoch weniger Gründe denn je. Seit Mitte der 1990er Jahre werden antiretrovirale Therapien eingesetzt, die die Schädigung des Immunsystems durch das HI-Virus weitestgehend reduzieren. Erfolgreich angewandt führt die Therapie dazu, dass das Virus im Blut praktisch nicht mehr nachweisbar ist. Das bedeutet nicht nur, dass die für das Krankheitsbild AIDS typischen Infektionen nicht mehr auftreten, sondern auch, dass Kinder von HIV-positiven Müttern ohne eine Infektion geboren werden können. Und seit der Welt-Aids-Konferenz von 2018 gilt als gesichert, dass das HI-Virus von Menschen in Therapie überhaupt nicht mehr weitergegeben werden kann. Aus diesem Grund hat die Deutsche AIDS-Hilfe auch eine neue Informationskampagne gestartet. Unter dem Kürzel „n = n" (nicht nachweisbar = nicht übertragbar) wird darüber aufgeklärt. Im Grunde bedeutet dies: Der Dreh- und Angelpunkt aller Diskriminierung, die Furcht vor Ansteckung durch Menschen mit HIV, hat inzwischen keine Begründung mehr. Zumindest dann, wenn Therapien eingesetzt werden.

Seit 2018 gilt als gesichert, dass das HI-Virus von Menschen in Therapie nicht weitergegeben werden kann.

Fortsetzung Seite 12

Öffentliche Wahrnehmung hilft bei der Bekämpfung von AIDS – und Null Diskriminierung. Nachweislich ist die Bekämpfung der Krankheit in Gesellschaften erfolgreicher, je größer dort die Toleranz gegenüber anderen Lebens- und Liebesformen ist. Das Foto entstand während einer Zeremonie mit Mönchen auf dem Welt-Aids Tag am 1. Dezember 2018 in Kalkutta.

Überwindung der Krankheit ist zum erreichbaren Ziel geworden

Aus diesem Grund hat sich der Kampf gegen AIDS seit einigen Jahren auch stark auf die Förderung von Tests und Therapien konzentriert. Mit ihnen ist eine endgültige Überwindung dieser Krankheit zu einem erreichbaren Ziel geworden. Auf dem Weg dorthin wurde durch UNAIDS (das Programm der WHO zum Kampf gegen AIDS) ein ehrgeiziges Vorhaben formuliert, das mit der Zahlenkombination „90 - 90 - 90“ zusammengefasst wird. Bis Ende 2020 sollen weltweit

- 90 Prozent aller Menschen, die HIV-positiv sind, um ihre Infektion wissen (also getestet worden sein),
- 90 Prozent aller bekannt infizierten Personen Zugang zu retroviralen Medikamenten haben,
- und bei 90 Prozent aller Behandelten soll die Viruslast unter die Nachweisgrenze sinken, so dass sie das Virus nicht mehr weitergeben können.

Diese Ziele bauen aufeinander auf, die Erreichung des zweiten und drittens Ziels setzt die des ersten voraus. Dies ist aber nur möglich, wenn HIV-Tests leicht zugänglich sind und tatsächlich in großem Umfang durchgeführt werden. Aus diesem Grund werden derzeit weltweit erhebliche Anstrengungen unternommen, um mehr Menschen zur Durchführung von HIV-Tests zu bewegen. So wurde in Deutschland im vergangenen Jahr ein HIV-Selbsttest erlaubt und verfügbar gemacht, als Ausweitung der bereits vorhandenen Möglichkeiten, sich auf eine HIV-Infektion testen zu lassen.

Niemand soll aus Furcht gehindert werden, einen HIV-Test durchzuführen

Als entscheidender Faktor für Erfolg oder Misserfolg solcher Maßnahmen erweist sich aber immer wieder, in welchem Maß eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe von Ausgrenzung und Diskriminierung geprägt ist. Und dabei geht es nicht nur um Stigmatisierung von Menschen mit HIV, sondern auch um die Akzeptanz von gleichgeschlechtlicher Sexualität und von Transgender-Identitäten, sowie die Freiheit von Mädchen und Frauen vor sexistischen Übergriffen und Männergewalt. Darum hat UNAIDS eine eindeutige Haltung: Niemanden im Kampf gegen AIDS zurück zu lassen bedeutet, weltweit gegen Stigmatisierung und Diskriminierung zu kämpfen. Darum wurden die drei genannten Ziele um ein weiteres erweitert, das sich auch in einer Zahl ausdrückt: Null Diskriminierung. Niemand darf durch Furcht vor Ausgrenzung oder Benachteiligung daran gehindert werden, einen HIV-Test durchzuführen und Behandlung oder Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Dabei ist dies im Grunde keine neue Erkenntnis. Nachweisbar wurden in den letzten Jahrzehnten die größten Erfolge im Kampf gegen die Ausbreitung von HIV dort erzielt, wo Gewalt gegen Frauen aktiv bekämpft und homosexuelle Menschen rechtlich weitestgehend gleichgestellt wurden. Dass nun weltweit ein Ende von AIDS in Sicht kommt, verleiht dieser Erkenntnis noch einmal größere Bedeutung. Auch wenn sich politisch in vielen Ländern in dieser Hinsicht nicht viel bewegt – oder es sogar zu Rückschritten kommt (Tansania, Brasilien, Russland) – zeigt sich bei der Entwicklung konkreter Projekte oft eine erfreuliche Aufmerksamkeit für die Belange der Gruppen, die angesprochen werden sollen. Die Website von UNAIDS zeigt eindrucksvolle Beispiele dafür. Und da die Ergebnisse des 90-90-90-Programms sehr konsequent dokumentiert werden, ist vielfach schlicht an Zahlen abzulesen, welche Erfolge durch kontextsensible und diskriminierungsfreie Programme erzielt werden können.

Und das gilt auch in Deutschland. Die UNAIDS-Ziele werden hier zu 87, 92 und 95 Prozent erreicht (für 2017, Quelle: Robert-Koch-Institut). Dies sind ausgesprochen gute Werte, die sicherlich auf emanzipatorisch angelegte Kampagnen sowie eine gute ärztliche Versorgung und die weitgehende Verfügbarkeit von HIV-Medikamenten zurückzuführen sind. Am schwächsten ist die Zielerreichung allerdings bei der ersten Zahl, also der Durchführung von Tests und dem Wissen um eine mögliche Infektion mit HIV. Die bereits erwähnte Einführung eines HIV-Selbsttests ist eine gezielte Maßnahme, um diese Zahl zu vergrößern.

Heute geht es um die Unterstützung derer, die mit HIV leben

Die größten Probleme gibt es hierzulande aber für Menschen, die keine Krankenversicherung haben. Dies ist besonders oft bei (männlichen, weiblichen und transsexuellen) Prostituierten ausländischer Nationalität der Fall – und bei ihnen genauso bedrückend wie bedrohlich. Für diese Menschen Tests und verlässliche Therapie anzubieten ist der Schlüssel für eine weitere Verbesserung der Situation in Deutschland. Vermutlich ist es aber auch eine der schwierigsten Aufgaben, die für die weitere Bekämpfung von HIV bewältigt werden müssen.

Eine Art Selbstverpflichtung hierfür wäre es, wenn sich Hamburg dem Kreis der „Fast Track Cities“ („Schnellzug-Städte“) anschließt. Dies sind Großstädte in aller Welt, die die von UNAIDS formulierten Ziele schneller erreichen wollen, oder zu mehr als 90 Prozent. Ihr Vor-haben ist ein wichtiger Teil des gesamten Programms. Schließlich sind es vielfach die Großstädte, in denen sich HIV besonders stark verbreitet, und von wo aus es sich eben auch ausbreitet. Darum ist von großer Bedeutung, dass die Bekämpfung des Virus hier eben besonders schnell und nachhaltig geschieht. Ein Antrag, Hamburg möge sich zur Fast Track City erklären, wurde in der Bürgerschaft bereits gestellt und wird dort derzeit in den Ausschüssen diskutiert. Die Hamburger Hilfseinrichtungen für Menschen mit HIV und AIDS unterstützen diese Initiative.

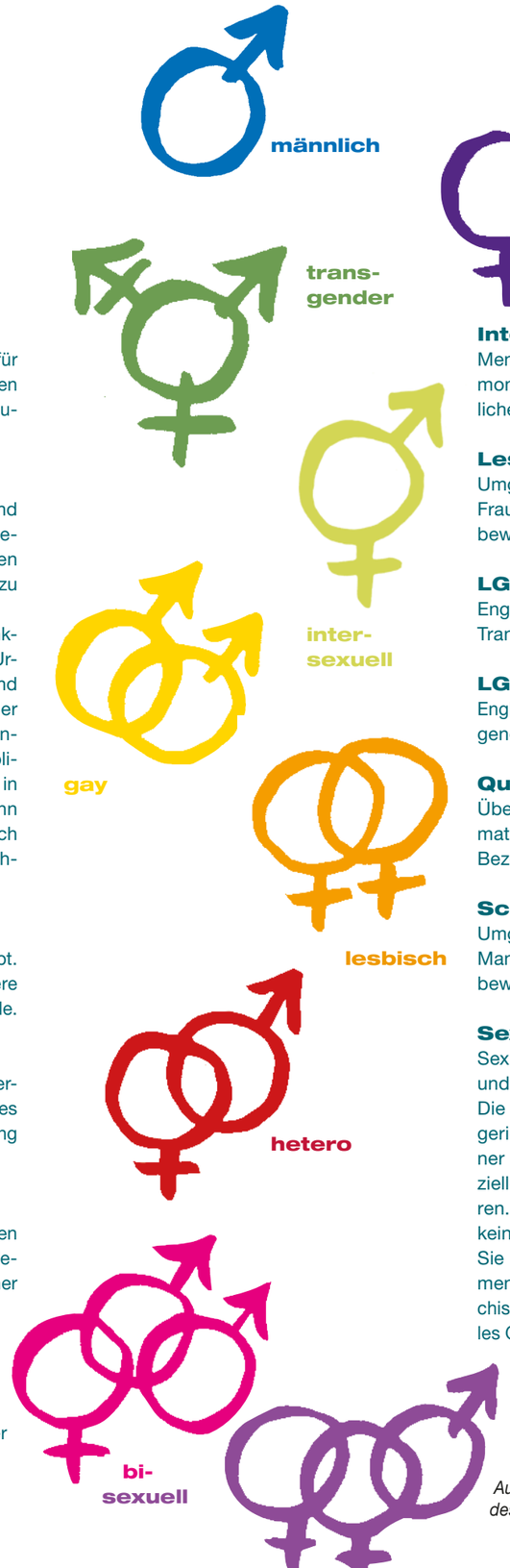
Die Hamburger AIDS-Seelsorge ist inzwischen ein fester Bestandteil des Hilfesystems unserer Stadt. Seit ihrer Gründung vor 25 Jahren hat sich ihre Arbeit jedoch sehr verändert. Glücklicherweise steht nicht mehr die Begleitung in Krankheit und Sterben im Vordergrund, sondern die Unterstützung von Menschen, die mit dem HI-Virus leben. Und dieses Leben ist nicht leicht: Gebrochene Biographien sowie soziale und psychische Probleme sind weit verbreitet. Aus diesem Grund gibt es auch einen neuen Namen: „positiv leben & lieben“ – denn darum geht es heute. Es steht der Kirche gut zu Gesicht, die damals begonnene Aufgabe jetzt unter neuen Bedingungen fortzuführen. Nach wie vor ist es wichtig zu zeigen: Wir bleiben an der Seite von Menschen mit HIV und AIDS.

AIDS SEEL SORGE leben & lieben
Ev.-luth. Kirchenkreisverband Hamburg

Thomas Lienau-Becker *ist seit 2018 als Pastor in der AIDS-Seelsorge „positiv leben und lieben“ in Hamburg tätig.*

Fotos: Rupak De Chowdhuri/REUTERS (1), A. Leste-Matzen (1)

GLOSSAR
zum Thema Sexuelle Vielfalt



Asexualität
Asexuelle Personen fühlen sich nicht sexuell zu anderen Personen hingezogen und verspüren kein Verlangen nach sexueller Interaktion. Asexuelle Personen können dennoch Sehnsucht nach einer romantischen Beziehung haben.

Binär
Zwei sich gegenseitig ausschließende Gegensätze – Geschlecht wird als ausschließlich „männlich“ oder „weiblich“ gedacht.

Bisexualität
Bisexuelle Personen fühlen sich sexuell sowohl zu Frauen als auch Männern hingezogen. Bisexualität liegt eher einer binären Vorstellung von Geschlecht zugrunde.

Cis-Gender
Bezeichnet Menschen, deren Geschlechtsidentität mit ihrem bei der Geburt zugewiesenem Geschlecht übereinstimmt. (vgl. dazu „Transgender“)

Christopher Street Day (CSD)
Weltweiter Gedenk- und Demonstrationstag von Lesben, Schwulen und inzwischen auch Bisexuellen, Intersexuellen und Transidenten.

Coming Out
Eine Person, die nicht der Heteronormativität entspricht, wird sich bewusst, dass sie_er nicht heterosexuell und/oder cis-gender ist. Dieser Prozess des inneren Comingouts verläuft sehr individuell und dauert bei jeder Person unterschiedlich lange. Eine intolerante/diskriminierende Umgebung oder ein ebensolches gesamtgesellschaftliches Klima können dazu führen, dass Personen erst im späten Erwachsenenalter überhaupt ihr inneres Coming-out haben. In einem zweiten Schritt klärt die Person selbstbestimmt ihre Umgebung über die eigene sexuelle Orientierung/Identität oder Geschlechtsidentität auf.

Drag King/Drag Queen
Frauen oder Männer, die mittels Verkleidung und Schminke in die Rolle einer männlichen bzw. weiblichen Kunstfigur schlüpfen, unabhängig von sexueller Erregung, Orientierung und geschlechtlicher Identität.

Gay
Gay ist ein aus dem Englischen übernommenes Wort für homosexuell. Es wird als Adjektiv jedoch im allgemeinen Sprachgebrauch des deutschsprachigen Raumes häufig als Synonym für schwul verwendet.

Gay Pride
1. Gay Pride ist ein Begriff, der aus der Lesben- und Schwulenbewegung stammt, um den selbstbewussten bzw. selbstachtenden und damit stolzen Umgang mit der eigenen Orientierung und Identität zu beschreiben.
2. Englische Bezeichnung für den weltweiten Gedenk- und Demonstrationstag der LGBTIQ-Bewegung. Ursprung waren 1969 polizeiliche Razzien, Willkür und Übergriffe im Stonewall Inn, einer Schwulenbar in der Christopher Street in New York, welche zu Straßenschlachten zwischen queeren Aktivisten und der Polizei und ersten Demonstrationen für gleiche Rechte in den USA führten. Dieses Ereignis markiert den Beginn der LGBTIQ-Bewegung in den USA. Auch heute noch werden auf Gay-Pride-Demonstrationen gleiche Rechte und gesellschaftliche Akzeptanz gefordert.

Gender/soziales Geschlecht
Gender bezeichnet das Geschlecht, das jemand lebt. Es bezieht sich nicht auf die Genitalien oder andere wahrnehmbare Merkmale, sondern auf die soziale Rolle.

Heteronormativität
Sichtweise, die Heterosexualität, Zweigeschlechter-System und Cis-Gender als soziale Norm festlegt. Dies kann die Ursache für Benachteiligung, Diskriminierung und psychische Belastungen sein.

Heterosexualität
Sexuelle Orientierung, bei der das sexuelle Begehren ausschließlich bzw. überwiegend Personen des anderen Geschlechts gilt. Heterosexualität liegt eher einer binären Vorstellung von Geschlecht zugrunde.

Homosexualität
Sexuelle Orientierung, bei der das sexuelle Begehren ausschließlich bzw. überwiegend Personen des gleichen Geschlechts gilt. Homosexualität liegt eher einer binären Vorstellung von Geschlecht zugrunde.

Intersexualität
Menschen, die genetisch, anatomisch und/oder hormonell nicht eindeutig dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zugeordnet werden können.

Lesbisch
Umgangssprachlich für homosexuell empfindende Frau. Homosexuelle Frauen bezeichnen sich häufig bewusst selbst als Lesbe.

LGBT
Englische Abkürzung für „Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender“

LGBTQIA
Englische Abkürzung für „Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer, Intersexual and Asexual“

Queer
Überbegriff aller Menschen, die von der heteronormativen Ordnung abweichen (wollen) – nicht nur als Bezeichnung von Schwulen und Lesben verwendet.

Schwul
Umgangssprachlich für homosexuell empfindender Mann. Homosexuelle Männer bezeichnen sich häufig bewusst selbst als schwul.

Sexuelle Identität
Sexuelle Identität ist auf das Individuum bezogen und beschreibt, wie sich die Person selbst definiert. Die sexuelle Orientierung ist auf eine andere Person gerichtet und definiert das nachhaltige Interesse einer Person bezüglich des Geschlechts eines potenziellen Partners auf der Basis von sexuellem Begehren. Sexuelle Identität ist mit sexueller Orientierung keinesfalls gleichzusetzen, sie geht darüber hinaus. Sie setzt sich aus vier verschiedenen Teilen zusammen: Körper (biologisches Geschlecht); Psyche (psychisches Geschlecht/Geschlechtsidentität); Rolle (soziales Geschlecht); Begehren (sexuelle Orientierung).

Auszüge aus: Glossar zum Thema „Sexuelle Vielfalt“ des pro familia-Landesverbandes Hessen e.V.

Sexuelle Orientierung
Sexuelle Orientierung erfasst die nachhaltigen Interessen einer Person bezüglich des Geschlechts eines potentiellen Partners auf der Basis von Reproduktionsinteresse, Emotion, romantischer Liebe, Sexualität und Zuneigung. Gegenüber sexuellem Verhalten unterscheidet sie sich durch den Bezug auf Gefühle und Selbstkonzept. Zwischen zwei Extremen herrscht eine stufenlose Vielfalt. Die sexuelle Orientierung wird meist als einer von mehreren Teilen der sexuellen Identität angesehen.

Trans*
Dieser Begriff wird vermehrt als Möglichkeit verwendet, unterschiedliche Selbstverständnisse der Überschreitung von Geschlechtergrenzen bzw. von Menschen, die eine Einordnung des Geschlechts ablehnen, zusammenzufassen (Transident, Transgender usw.) Das Sternchen (*) kann auch bei anderen Begriffen (z.B. Frau*/Mann*) genutzt werden, um zu symbolisieren, dass im Gegensatz zu heteronormativen Annahmen hierunter ein breites Spektrum an vielfältigen Erscheinungsformen verstanden werden kann.

Transfrau/-mann
Menschen, die sich nicht mit ihrem männlichen Körper und Geschlechtseintrag in der Geburtsurkunde identifizieren können und sich eher als Frau/Mann bezeichnen.

Transgender
Menschen, die sich mit der Geschlechterrolle, die ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde, nur unzureichend oder gar nicht beschrieben fühlen.

Transsexualität
Grundsätzlich ein Synonym für Transidentität. Transidente Menschen bevorzugen aber den Begriff „Transidentität“, da es sich um eine Geschlechtsidentität und nicht um ein Sexualverhalten handelt.

Transvestitismus
Das Tragen geschlechtstypischer Kleidung als Ausdruck der eigenen Geschlechtsidentität, die nicht mit dem Geburtsgeschlecht übereinstimmt. Transvestitismus ist unabhängig von der sexuellen Orientierung.

Travestie
Darstellung einer Bühnenrolle des anderen Geschlechtes.

„Ich sehe mich als Brückenbauer“

Der tansanische Theologe *Rogers Mtui* beobachtet, dass die Haltung der Kirchen zu gleichgeschlechtlichen Partnerschaften stark durch den jeweiligen kulturellen Hintergrund geprägt ist.

Rogers Mtui *ist evangelischer Theologe aus Tansania und Stipendiat an der Missionsakademie der Universität Hamburg.*

Das Interview führte Ulrike Plautz.

Sie beschäftigen sich wissenschaftlich mit dem Thema Homosexualität in Tansania. Das ist in Ihrem Heimatland ein Tabuthema. Was hat Ihr Interesse geweckt?

Rogers Mtui: Seit Jahren prägt das Thema Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften auch die Beziehungen unserer Kirche zu anderen Kirchen im Norden. Wegen der Unterschiede sind bereits lang bestehende Partnerschaftsbeziehungen zu anderen Kirchen aufgekündigt worden. Das hat mich sehr beschäftigt. Ich frage mich, warum ist das so? Wie kann so ein Thema zu so starken Verwerfungen führen? Wie kann es dazu kommen, dass sich Christinnen und Christen, die diesbezüglich unterschiedlicher Überzeugung sind, sich gegenseitig manchmal sogar verdammen?

Haben Sie eine Idee, warum das so ist?

Meine Hauptthese ist, dass es einen engen Zusammenhang gibt zwischen der Kultur und Tradition eines Landes und damit, ob die dortigen Kirchen gleichgeschlechtliche Partnerschaften anerkennen oder nicht.

Was heißt das konkret?

In unserer Kultur ist das Wichtigste einer Ehe, dass Kinder geboren werden. Von diesem Verständnis her kann eine Ehe oder eine Beziehung zwischen gleichgeschlechtlichen Ehepartnern allein schon deshalb nicht legitim sein, weil aus ihr keine Kinder hervorgehen. Davon sind die Menschen nicht nur in Tansania, sondern auch in vielen anderen afrikanischen Ländern überzeugt. Kultur und Tradition sind heute noch von einem gewissen Stammesdenken geprägt, wenn auch lange nicht mehr so stark wie noch vor einem Jahrhundert. Ich selbst bin am Kilimandscharo aufgewachsen und gehöre zum Stamm der Chagga. Wir alle haben, bewusst oder unbewusst das Gefühl, dass wir für unseren Stamm oder unsere Gruppe Nachkommen erzeugen müssen. Bis heute gelten Ehen ohne Kinder als Problemfälle. Das ging vor einiger Zeit noch so weit, dass es Frauen in bislang kinderlosen Ehen erlaubt oder sogar geraten wurde, vorübergehend einen anderen Partner zu nehmen, nur um ein Kind bekommen zu können. Nur wer Kinder hat, so die Vorstellung, lebt auch in Zukunft weiter. Nur durch leibliche Kinder wird die Fortsetzung der eigenen Kultur gewährleistet. Vor diesem traditionellen Hintergrund ist auch Adoption keine Möglichkeit.

Sie sind überzeugt, dass die Kultur einen starken Einfluss auf die Theologie und damit auch auf die Kirche hat?

Ganz genau. Das ist auch eines der Ziele meiner Arbeit, nachzuweisen, wie sehr Tradition und Kultur die Theologie und damit auch Entscheidungen der Kirche beeinflussen. Wie wir die Bibel lesen, ist von unserem kulturellen Hintergrund geprägt. Biblische Beispiele werden gesucht, um unsere Tradition zu untermauern. So wird zum Beispiel aus der Schöpfungsgeschichte vor allem das Zusammentreffen zwischen Adam und Eva als Vorbild genommen, um zu begründen: So soll es nach Gottes Willen sein. Theologinnen und Theologen interpretieren aufgrund ihres gesellschaftlich-kulturellen Kontextes die Bibel und auch die Schöpfungsgeschichte anders. Sie betonen dort besonders den Passus, dass Gott das, was er geschaffen hatte, für sehr gut befand, dass jeder Mensch angenommen und ein geliebtes Geschöpf Gottes ist, unabhängig von der Lebensform.

Das ist auch Ihre Überzeugung?

Ja. Ich beobachte, dass diejenigen Staaten in Afrika gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften und Ehen anerkennen, die in ihrer Geschichte eine starke bürgerrechtliche Bewegung haben. So zum Beispiel in Südafrika, wo das Civil Rights Movement schon immer sehr stark war. In Ländern, wo die Menschenrechte im Vordergrund stehen, werden auch andere Lebensformen toleriert. Das ist auch in den meisten europäischen Ländern so. Hier geht es um das Recht aller Menschen, unabhängig von Hautfarbe, Geschlecht oder sexueller Orientierung. Hier gehen alle Menschen für ihre Rechte auf die Straße. Dass Homosexuelle für ihre Rechte auf die Straße gehen, wäre in Tansania nicht möglich. Hier ist das Thema ein absolutes Tabu. Menschen, die eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft haben, leben im Verborgenen und schweigen. Eine lesbische Bischöfin, wie es sie in der schwedischen Kirche gibt, wäre für unsere Kirche noch undenkbar.

Wie sieht in dieser Hinsicht die Entwicklung in Ihrer Kirche aus?

Leider beobachte ich einen Backlash in unserer Gesellschaft, eine Rückwärtsbewegung, die sich auch in unserer Kirche ausbreitet. Das wird aus meiner Sicht auch erst einmal so bleiben. Mit ihrer strikt ablehnenden Haltung gegenüber anderen Lebensformen reagiert sie aus meiner Sicht nicht nur auf den wachsenden Einfluss der Pfingstkirchen, die gleichgeschlechtliche Partnerschaften vollkommen verdammen und dabei von Verhältnissen wie in Sodom und Gomorrha sprechen. Sie hat auch Angst, die christliche Basis zu verprellen, die in der Regel noch weit konservativer ist als viele Kirchenfunktionäre. Ich wüsste nicht, wie Gemeindeglieder reagieren würden, wenn sie erführen, dass sich Kirchenobere mit einer lesbischen Bischöfin treffen. Ich denke, viele wären geschockt. Auch das ist ein Grund, warum das Thema unter der Decke gehalten wird. Hinzu kommt noch, dass die Anerkennung anderer Lebensformen von einigen auch als Auswüchse westlichen Lebensstils gebrandmarkt wird. Dann heißt es: Das gehört doch nicht zu unserer Kultur, das sind die Folgen des Kolonialismus, von dem wir uns doch endlich befreien sollten. Damit wird das Thema dann abgekanzelt.

Mit Ihrer Arbeit werden Sie aber von der evangelischen Kirche in Tansania unterstützt oder zumindest toleriert. Bewegt sich also doch etwas?

Da wäre ich noch vorsichtig. Aber zumindest wird das Thema gleichgeschlechtlicher Partnerschaften als etwas gesehen, dass vor dem Hintergrund unterschiedlicher gesellschaftlicher Kulturen verschieden bewertet wird. Das weitet den Blick. Kirchenleitende haben schon ein Interesse daran zu verstehen, warum andere Kirchen anders denken und anders handeln, was den Umgang mit verschiedenen Lebensformen betrifft. Ich hoffe, dass ich mit meiner Arbeit einen Beitrag zur besseren Verständigung zwischen langjährigen internationalen kirchlichen Partnerschaften leisten kann. Und sei es nur, dass man die eigene Überzeugung nicht als absolut betrachtet, sondern als etwas, das durch den eigenen kulturellen Kontext geprägt ist. Ich möchte dazu beitragen, dass Kirchen über traditionelle Grenzen hinweg auch bei diesem Thema sprachfähig bleiben. In dem Sinne sehe ich mich auch als Brückenbauer.

Moden ändern sich – und die Lebensformen. Nur findet Letzteres im Verborgenen statt. Denn in Tansania ist das offizielle Ideal immer noch das Bild der klassischen Familie.

Fotos: Modenschau in Dar es Salaam (Mitte). Ein Maasai schminkt sich zur Vorbereitung für die Maasai-Olympics (links)

Fotos: U. Plautz (1), K. Manson/REUTERS (1), T. Mukoya/REUTERS (1), Gwamaka Charles (1)

Der zweitbeste Lebensplan

Früher wollte *Nico Bruinette* Pfarrer werden. Doch die Haltung gegenüber seiner sexuellen Orientierung machte in Südafrika diesen Plan zunichte. Heute ist er mit der Liebe seines Lebens verheiratet und arbeitet als Englischlehrer in China.

Wie würdest du das typische Männerbild beschreiben, das dir in deiner Jugend vermittelt wurde?
Ein Mann soll stark und still sein und keine Emotionen zeigen. Man sollte sich nicht für „unmännliche“ Dinge begeistern, sondern fürs Fischen, Jagen, Braaing (Grillen) oder Sport wie Rugby und Cricket. Der typische südafrikanische Mann objektiviert Frauen und erwartet von einer Frau, unterwürfig zu sein. Männer sind Autoritätsfiguren und sollten sich Respekt verschaffen. Als ich jünger war, wollte ich unbedingt so ein südafrikanischer männlicher Prototyp sein. Mit der Zeit wurde mir klar, dass es verlogen wäre, mich als so jemand auszugeben, dass ich einfühlsam und fürsorglich sein wollte. Ich wollte offen reden und ehrlich im Bezug auf meine Gefühle und Gedanken sein. Das passt nicht in das typische südafrikanische Männerbild. Heute will ich ein Mann sein, der gerne gibt, gerne zuhört, gerne tröstet. Ich kümmere mich um die, die ich liebe, ich möchte bestimmt, aber zärtlich und ein guter Ehemann und eines Tages Vater sein.

Wie hat dein Umfeld auf dein Coming Out reagiert?
Ich habe mich in Etappen geoutet, das hat es etwas einfacher gemacht. Das war keine Strategie, sondern einfach mein Prozess, Frieden damit zu machen, wie ich bin. Generell hat mein soziales Umfeld positiv reagiert, aber um ehrlich zu sein, habe ich auch einige Freunde und Bekannte verloren. Aus meiner Sicht sind die, die mich nicht akzeptieren können, es nicht wert gewesen, in meinem Leben zu bleiben. Ich habe Frieden damit geschlossen, dass nicht jeder gut darauf reagiert, und ich war auf alle Reaktionen gefasst.

Welche Erfahrungen hast du damit im Theologiestudium gemacht? Wie hat deine Kirche darauf reagiert?
Während meines Theologiestudiums versuchte ich mein Bestes, um dazuzugehören. Ich habe mich heteronormal benommen, um keine Unannehmlichkeiten zu erzeugen. Dennoch: Der Obmann der Studentengemeinschaft meiner Kirche hat mir klipp und klar gesagt, dass er mich nicht auf einer Kanzel sieht und dass ich nicht ins Pfarrerbild der Kirche passen würde. Was meine Sexualität betraf, habe ich mich bedeckt gehalten, bis ich die Kirche verließ und als unabhängiger Student ohne kirchliche Unterstützung weiter studierte.

Hast du den Eindruck gewonnen, dass es einen Platz in der Gesellschaft in Südafrika für nicht-heterosexuelle Menschen gibt?
Theoretisch hat Südafrika eine der liberalsten Verfassungen der Welt, die der LGBTQIA-Community viele Rechte, Freiheiten und Schutz zuspricht. Dies schlägt sich aber nicht direkt in der Gesellschaft nieder. Viele Leute der LGBTQIA-Community werden noch immer inoffiziell von einzelnen Mitgliedern aus der Gesellschaft verfolgt, aus traditionellen oder religiösen Gründen. Zurzeit läuft gegen die Holländisch Reformierte Kirche ein Prozess, der sich auf die Entscheidung von 2015 bezieht, homosexuelle Paare kirchlich zu trauen. Zwei dieser Kirchen, nämlich die Nederduitsch Hervormde Kerk (NHK) und die Gereformeerde Kerk haben aber beide eine Kirchenordnung, die es Homosexuellen verbietet, Pfarrer zu sein. Trotz der liberalen Verfassung, ist die traditionelle und religiöse Haltung klar: Es gibt keinen Platz für Nicht-Heterosexuelle in der Gesellschaft Südafrikas.

Hast du dich in deiner Rolle wohlgefühlt?
Als Student der Kirche fühlte ich mich immer von den archaischen Perspektiven um mich herum eingeengt. Auch wenn es einige in der Kirche gab, die liberalere Ansichten hatten und alle respektierten, waren sie in der Minderheit und ihre Stimme wurde abgewürgt. Später wurde ich Gemeindeleiter einer konfessionslosen religiösen Gemeinschaft, wo ich mich wohler fühlte. Trotzdem gab es auch in dieser eher liberalen Gruppe eine gewisse Taubheit gegenüber den Erfahrungen der Menschen aus der LGBTQIA-Community, obwohl einige Mitglieder dieser Gemeinschaft selbst der Community angehörten.
Ich habe von klein auf gewusst, dass ich anders war, also hatte ich immer schon eine etwas andere Lebensplanung. Der einzige Plan, den ich nicht verwirklichen konnte, war, Pfarrer zu werden, wegen der kirchlichen Haltung gegenüber homosexuellen Pfarrern. Anfangs hatte das zwar einen großen Einfluss auf meine Lebensplanung, aber ich habe einfach versucht, die nächstbessere Alternative zu finden, um den Rest meiner Pläne zu verwirklichen. Es gibt sehr wenig Unterstützung für religiöse Leiter, die homosexuell sind. Trotz allem habe ich es geschafft, zu heiraten und möchte bald Kinder haben. Ich baue mir eine erfolgreiche internationale Karriere außerhalb der Kirche auf. Ich hoffe aber, eines Tages zurückkehren zu können und dort willkommenzu sein.

Die Teilnahme am Pride Run in Shanghai, wie hier anlässlich des jährlichen LGBT-Festes, kostet Mut. „In China ist das Thema Homosexualität so gut wie ein Tabu“, ist die Erfahrung von Nico Bruinette.

Foto: Aly Song/REUTERS (1)

Wie würdest du deine Erfahrungen innerhalb der Gay-Community beschreiben?
Als ich mich gerade geoutet hatte, war ich fasziniert von der Gay-Community – und erstaunt. Diese Faszination war aber kurzlebig. Der Großteil der Community in Pretoria war sehr oberflächlich, leer und überzogen, also habe ich mich von ihm distanziert. Man kann schwul sein, ohne zu der Community zu gehören. Aber viele Jahre später, als ich nach Pretoria zurückkam, fand ich eine neue, viel reifere Community vor. Hier fühlte ich mich wohl und mein Ehemann und ich wurden mit offenen Armen empfangen. Innerhalb der Community kennt man jeden. Ich hatte mich mit der Zeit verändert, was meine Ziele und Werte betraf. Aber kürzlich habe ich wieder Kontakt zu ein paar Leuten aus der alten Community aufgenommen und habe bemerkt, dass auch sie sich verändert haben. Wahrscheinlich würden wir jetzt wieder besser zusammenpassen.

Gibt es einen Unterschied im Umgang mit Homosexuellen zwischen Südafrika und China?
In Südafrika kann man öffentlich als Schwuler leben, ohne Angst vor Jobverlust zu haben. In China ist das Thema Homosexualität so gut wie ein Tabu. Viele schwule Männer heiraten Frauen und bekommen Kinder, um dem Familiendruck standzuhalten. Die Kultur in China ist sehr repressiv, und sie öffnete mir die Augen dafür, dass das Klima für die LGBTQIA-Community in Südafrika zwar nicht großartig, aber doch viel besser ist. Interessanterweise scheint es mehr Akzeptanz für weibliche Homosexualität zu geben, obwohl auch das kein salonfähiges Thema ist. Alles in allem erleben Homosexuelle in China eine andere Art von Verfolgung. Es gibt eine Uniformiertheit der Gedanken, die frustrierend sein kann. Aber ich habe es als Teil des Lebens hier akzeptiert.

Das Interview führte Désirée Prammer. Es ist zuerst erschienen in „EineWelt“ Nr. 4, 2018/19

Wir müssen nicht an Kirchentüren klopfen, wir sind schon drin

IIn Argentinien gibt es die „Ehe für alle“. Damit gehört das Land zu den Vorreitern in Lateinamerika. Auf dem Weg zur inklusiven Gesellschaft ist das nur ein erster Schritt.

Sergio Ariel López

„Die Bewegung der LGBTTTIQA-Community hat frischen Wind in unsere Gesellschaft gebracht“.

Seit kurzem bin ich mit meinem Ehemann Renatto Grazzini aus der Stadt Posadas, Misiones, verheiratet. Wir haben uns in Buenos Aires kennen gelernt. Am 1. November 2017 sind wir über den zivilen Weg in eine Lebensgemeinschaft eingetreten und wurden durch die Kirche in Villa Ballester, Buenos Aires, in der ich als Pastor tätig bin, anschließend gesegnet. Dieses Ereignis konnte nur durch viel kraftvolle Vorarbeit und Entscheidungen erreicht werden.

Ich bin der erste öffentlich bekennende schwule Pastor, der in unserer Kirche ordiniert ist. Dass allein schon ist eine Herausforderung, sowohl für die Institution, als auch für die Gemeinde, die in meiner Ehe und in mir ein Lebensmodell sehen, mit dem sie nicht vertraut sind.

Seit 2010 gibt es in Argentinien das Gesetz zur Ehe für gleichgeschlechtliche Paare. Zwar war es vorher in Buenos Aires schon möglich, eine eingetragene Partnerschaft einzugehen, dennoch ist die Verabschiedung des Gesetzes ein historischer Meilenstein. Er hat zudem eine Signalwirkung auf andere lateinamerikanische Länder, in denen es bisher noch kein Ehegesetz für gleichgeschlechtliche Paare gibt.

Auf dem Weg zu dem Gesetz gab es viele Debatten, Gespräche und auch Konflikte. Dennoch begann die argentinische Gesellschaft sich zum ersten Mal mit dem Thema zu befassen. Es begann ein Sichtbarwerden von uns Menschen, die wir der LGBTTTIQA-(Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Transvestiten, Transgender, Intersexuelle, Queer, Asexuelle) Community angehören. Und es wurde auch deutlich, dass viele bis dahin lieber anonym geblieben und in ihren Familien oder bei Freunden untergetaucht waren.

Fest steht, dass dieses Gesetz auch die Tür zu einem weiteren Gesetz geöffnet hat. In diesem „Gesetz zur Genderidentität“ geht es um die Selbstwahrnehmung eines jeden Menschen. Zum Beispiel war das Recht auf einen personalisierten Ausweis, mit einer selbst wahrgenommen Geschlechteridentität, ein großer Erfolg.

Unsere Bewegung hat starke konservative Gegenkräfte

Die Bewegung für die Rechte der Menschen aus der LGBTTTIQA Community hat frischen Wind in unsere eingeschlafene und etwas konservative Gesellschaft gebracht. Ihr steht heute allerdings auch eine feindliche Macht aus dem konservativsten politischen und religiösen Lager gegenüber. Sie will alle Stimmen zum Schweigen bringen und Lebensformen verbieten, die sich nicht der Norm einer heteronormativen oder patriarchalen Familie unterordnen.

Einem Großteil der Gesellschaft war offensichtlich nicht bewusst, welche Auswirkungen unser Einsatz für eine „Ehe für alle“ hat. Es geht ja nicht nur darum, heiraten zu können. Es geht auch darum, eine Präsenz zu erreichen, die sich in allen Bereichen durchsetzt. Dazu gehört das Hand-in-Hand-gehen, sich in der Öffentlichkeit zu küssen oder auch andere Zeichen von Zuneigung, die man inzwischen häufiger sehen kann, alles unter der Prämisse, dass es einen Staat gibt, der durch seine Gesetze unsere Lebensformen schützt.

So gibt es heute in unserer Gesellschaft eine parallele Entwicklung: Auf der einen Seite gibt es die soziale Bewegung, die sich für den Zugang zur Ehe als ein Recht für alle engagiert hat. Sie akzeptiert die Vielfalt in ihren unterschiedlichen Formen und will eine große Sichtbarkeit erreichen.

Andererseits gibt es aber auch konservative Gegenkräfte und zunehmend verbale und körperliche Attacken auf Menschen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung. Dazu gehört Diskriminierung auf der Straße, in öffentlichen Orten wie Bars oder Restaurants sowie Mobbing in den sozialen Medien. Inzwischen haben auch radikale Gruppen, die sich aus fundamentalistischen Ideen zusammensetzen, wie die Pfingstbewegung, die konservativsten Gruppen der römisch-katholischen Kirche und ein breiter Teil der politischen Partei CAMBIEMOS (konservativ und mit neoliberalen Wirtschaftspolitiken in Argentinien regieren) ihre Bemühungen verdoppelt, und wollen neue Gesetze verhindern, die die Rechte von Personen der LGBTTTIQA-Community stärken.

Fotos: REUTERS/M. Brindicci (1), S. López (1)

Notwendige Freiheit gibt es nur in der Großstadt

Die große Mehrzahl der Menschen aus der LGBTTTIQA lebt in den Großstädten. In den kleinen Dörfern im Landesinneren von Argentinien ist es weitaus schwieriger und schmerzvoller, die eigene Geschlechteridentität öffentlich zu leben. Auf dem Land müssen sich auch heute noch immer viele verstecken oder werden zum Mobbingopfer, wenn sie nicht der Norm entsprechen. Dagegen erlaubt uns die Anonymität der Stadt viel mehr Freiheiten, weit weg von den verurteilenden Blicken derer, die uns in den kleinen Orten kennen. Außerdem bietet die Stadt auch ein viel breiteres Spektrum, um sich beruflich weiterentwickeln zu können. Dazu gehören Angebote in den Bereichen Kunst, Musik, Design, die es auf dem Land einfach nicht gibt.

Ich bin in der kleinen Stadt Virasoro, in der Provinz Corrientes im Norden Argentiniens geboren und komme aus römisch-katholischer Tradition. Auf Grund meiner homosexuellen Orientierung entschied ich mich wie andere Schwule auch, in eine Großstadt wie Buenos Aires zu ziehen, um dort zu leben und mich weiterzuentwickeln. Dort bin ich zum Luthertum übergetreten. Dem ging ein Prozess voraus, in dem mir immer klarer wurde, dass die katholische Kirche nicht meine Kirche sein kann, wenn sie mich nicht akzeptiert. Die mehrheitlich konservativen Kirchen wie die katholische Kirche oder die offizielle Staatskirche sind oft nicht förderlich, was die Akzeptanz anderer Lebensformen betrifft. Die wachsende Verbreitung von Pfingstkirchen mit ihren gewalttätigen, macho- und fremdenfeindlichen Diskursen verschärft die ohnehin schwierige Situation nur.

Es geht um Entwicklung hin zu einer inklusiven Kirche

Mir ist bewusst, dass es viele Probleme und Herausforderungen in unserer Gesellschaft gibt und es gibt viele, die sich für andere ebenso wichtige Themen in der Gesellschaft einsetzen. Ein Teil unserer Mission ist es, dass unsere Kirche eine Kirche der Vielfalt ist. Wir müssen nicht mehr an die Türen klopfen, um eingelassen zu werden, sondern sind bereits drin. Als Mitglieder der evangelischen Kirche am Rio de la Plata haben wir eine wichtigen Stimme. So gehört es auch zu meiner Rolle als Pastor, diesen Gedanken von Vielfalt und Toleranz weiterzugeben. Zu meiner Rolle als Pastor gehört es, ein breiteres Verständnis für den Pastoraldienst zu entwickeln, welches von bestimmten heteronomen oder machistischen Bräuchen absieht.

Außerdem träume ich davon, ein „Casa-Hogar” (dt.: Heim, Heimat) in Buenos Aires zu gründen. Es soll vor allem junge Menschen beherbergen, die wie ich aus dem Landesinneren emigriert sind. Menschen sollen bei ihrer Suche nach ihrem Platz in der Welt unterstützt werden, wo sie glücklich sein und sich weiterentwickeln können.

Die LGBTTTIQA-Inklusionsbewegung, die wir unsterstützen, ist vor allem eine BEWEGUNG. Es geht um den Kampf für der Rechte aller Menschen im Land, weg von einer Dreiklassengesellschaft und -kategorisierung. Deshalb lebt sie und ist kraftvoll, um auch weiterhin lautstark zu verkünden, dass wir Teil dieser Erde sind, dass wir Menschen sind, dass wir lieben, geliebt und respektiert werden wollen. Sie ist ein Zeichen dieser Zeit, im Widerstand und voranschreitend auf dem Weg zu einer faireren, ethischeren, integrativeren und besseren Welt.

So geht es uns in der Kirche vor allem um die Entwicklung hin zu einer größeren Inklusion, einer ehrlichen, vollständigen Akzeptanz aller Menschen. Es geht um ein Leben in persönlicher Freiheit vor Gott und den Anderen. Die Kirche soll „offene Türen” haben, empfänglich, empathisch und einladend.

Sergio Ariel López *ist Pastor der Evangelischen Kirche am Rio de la Plata (IERP) in Buenos Aires, Argentinien.*

„Unfassbar, dass der Staat Menschen verfolgt, die er doch eigentlich schützen sollte“

Weil ihr Leben bedroht war, musste *Shirley Mendoza* aus Honduras fliehen. Sie hatte dort eine Menschenrechtsorganisation gegründet und sich auch für die Rechte von Transsexuellen eingesetzt.

Was waren die konkreten Fluchtgründe?
Der letzte Auslöser war ein Mordanschlag auf mich. Auch vorher wurde ich schon häufiger bedroht und verprügelt, weil ich eine Transfrau bin. Dabei erlitt ich zum Teil so schwere Verletzungen, dass sie im Krankenhaus behandelt werden mussten. Da ich außerdem noch in einem Menschenrechtsbüro arbeitete, war ich irgendwann auch dem Staat ein Dorn im Auge. 2014 wurde ich aus einem fahrenden Auto heraus angeschossen. Den Anschlag habe ich überlebt, beide Kugeln konnten aus meinem Bauch operiert werden. Die Täter hatte man aber nie gefasst. Das Trauma ist geblieben. Vor allem für meine Mutter wurde es immer schwerer, das alles auszuhalten. Das war dann der Zeitpunkt, an dem ich beschloss, Honduras zu verlassen. Es fiel mir unglaublich schwer, meine Familie, mein Zuhause und meine Arbeit zurückzulassen. Aber ich hatte keine andere Wahl. So bin ich vor zwei Jahren nach Deutschland geflohen.

Wie geht es Ihnen heute?
Ich vermisse das Land, vor allem meine Familie und Mutter, immer noch sehr. Sie leben in Tegucigalpa, der Hauptstadt von Honduras, in der ich aufgewachsen bin. Außerdem treibt es mich immer noch um, dass ich aus dieser Arbeit, die ich aufgebaut habe, herausgerissen wurde und mich nicht mehr vor Ort für die Rechte der Verfolgten einsetzen kann. Von den vier Gründerinnen ist inzwischen eine tot und die drei anderen leben in aller Welt verstreut. Dennoch bin natürlich erst einmal dankbar, heute in einer Gemeinschaft wie Brot & Rosen leben zu können. Hier fühle ich mich aufgehoben und kann wie in einer Familie Gefühle und Erfahrungen teilen.

Wie sah Ihre Menschenrechtsarbeit in Honduras aus?
Vor zwölf Jahren hatte ich zusammen mit vier anderen Transfrauen die Menschenrechtsorganisation Cozumel Trans gegründet. Anfangs waren viele überrascht, dass ich als Transfrau so etwas mache, wo die meisten doch ihr Geld in der Prostitution verdienen. Das wäre für mich natürlich nie in Frage gekommen. Im Menschenrechtsbüro waren wir Ansprechpartnerinnen, besonders für Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung verfolgt werden. Außerdem war es unsere Aufgabe, Anklagen zu verfolgen. Das war meist sehr schwierig und manchmal auch unmöglich. Zum einen, weil unser Rechtssystem die betroffenen Gruppen in der Praxis nicht schützt. Vor allem aber, weil diejenigen, die Menschenrechtsverletzungen begangen hatten, oft selbst zur Polizei gehörten. In unserer Gesellschaft, die sich zunehmend militarisiert hat, wurden Lesben, Schwule, Bi-und Transsexuelle immer häufiger Opfer von Staatsgewalt. Seit dem Putsch im Juni 2009 wurden 300 Morde an Transpersonen verübt. Davon gingen viele auf das Konto von Polizisten und Militärs. Nicht selten wiesen die Opfer Folterspuren auf. Dazu muss man wissen, dass Aggressionen gegenüber diesen Gruppen noch durch eine Medienberichterstattung geschürt wird, die Menschen mit anderen Lebens- und Liebesformen und vor allem Transpersonen als anormal stigmatisiert. Für mich kommt verschärfend hinzu, dass bei uns allein schon der Einsatz für Menschenrechte verfolgt wird. So wurde die Umwelt- und Menschenrechtsaktivistin Berta Cáceres Flores 2016 ermordet. Ihr Tod hatte weltweit für Aufsehen gesorgt, als bekannt wurde, dass der Staat und private Firmen hinter dem Mordanschlag standen. In diese Richtung passt, dass es seit 2016/17 ein neues Antiterrorgesetz gibt. Demnach können Personen, die sich an Straßendemonstrationen beteiligen, mit Gefängnisstrafen bis zu 20 Jahren angeklagt werden. Wenn, wie in meinem Fall, beides zusammenkommt: eine Existenz als Transfrau und der Einsatz für Menschenrechte, dann ist das umso gefährlicher. Für mich ist es immer noch unfassbar, dass eine Institution wie der Staat Menschen verfolgt, unterdrückt und misshandelt, die er doch eigentlich schützen sollte.

Fotos: adpic (1), D. Gerstner (1), C. Wenn (1)

Welche Erfahrungen machen Sie, seitdem Sie in Deutschland leben?
Auch hier ist es natürlich nicht ganz einfach für mich. Es fängt schon damit an, dass in einem Pass „männlich“ steht, weil man in Honduras, wie in vielen anderen Ländern auch, nur zwei Geschlechter anerkennt. Das hat es mir hier in Deutschland nicht leichter gemacht. In den Papieren bin ich auch hier immer noch ein Mann. Aber Angst um mein Leben habe ich nicht mehr.

Was hat Sie unterstützt und Ihnen Kraft gegeben?
In Honduras waren es mein Glaube und vor allem die Liebe von meiner Mutter, die mir immer Rückhalt gegeben und gesagt hat, dass ich mich von niemandem kleiner machen lassen soll. In Deutschland hat es mir, wie gesagt, sehr geholfen, dass ich im Wohnprojekt bei Brot & Rosen wohnen kann und dann auch noch bei den Peace Brigades International (*nichtstaatliche internationale Friedens- und Menschenrechtsorganisation d. Red.*) in Hamburg gleich eine Aufgabe gefunden habe. Da ich während meiner Arbeit in Honduras bereits mit den Peace Brigades zu tun hatte, konnte ich schon vor meiner Flucht Kontakt aufnehmen. In Hamburg hatte mir die Organisation dann einen Freiwilligendienst zu den Themen Transphobie und Flüchtlinge angeboten. Heute gehe ich in Schulen und biete Bildungsprojekte zum Thema Flucht an. Viele Schülerinnen und Schüler sind überrascht, dass es auch Flüchtlinge aus anderen Ländern gibt und nicht nur aus Kriegsgebieten wie Syrien. Neben dem Thema Flucht befasse ich mich weiterhin auch mit dem Genderthema und der Diskriminierung von Frauen. Die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ist in Honduras ja besonders groß. Aber leider werden Frauen überall auf der Welt immer noch diskriminiert, das ist in den einzelnen Ländern nur mehr oder weniger stark ausgeprägt.

Was sind Ihre größten Wünsche?
Ich will mich weiterhin unbedingt für Menschenrechte einsetzen. Mein größter Traum ist es aber, dass mir irgendwann auch als Transfrau alle Lebens- und Arbeitsbereiche offen stehen und es auch für andere nichts Besonderes mehr ist, wenn ich mich für die Menschenrechtsarbeit einsetze. Ich wünsche mir, dass irgendwann alle Transpersonen und überhaupt Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht und ihrer Lebensform alle Rechte haben und ein Leben in Würde führen können.

Peace Brigades International: Als nichtstaatliche internationale Friedens- und Menschenrechtsorganisation agiert Peace Brigades International weltweit und begleitet durch Präsenz internationaler, unbewaffneter Freiwilligenteams bedrohte Menschenrechtsverteidiger in Konfliktgebieten.

Das Interview führte Ulrike Plautz.

Die Befreiungsbewegungen für mehr Gerechtigkeit haben mich als Frau gestärkt

Keine Familie zu gründen, sondern die Haupterfüllung in der Arbeit zu finden, ist für eine Frau in Indien immer noch ungewöhnlich.

Anupama Hial

Mein Lebensweg ist bisher sehr zielstrebig auf mein Leben als evangelische Pastorin ausgerichtet. Bis heute sind Frauen als Pastorinnen alles andere als selbstverständlich und immer noch eine große Ausnahme. Um das Ziel innerhalb der immer noch ausgeprägten patriarchalen Strukturen in Kirche und Gesellschaft zu erreichen, braucht man viel Kraft, Ausdauer, Geduld und Mut. Aber ich weiß aus eigener Erfahrung, was es bedeutet, gegen Widerstände angehen zu müssen. Wenn es als Frau schon nicht selbstverständlich ist, Pastorin zu sein, umso weniger dann als eine, die zur Kaste Dalits gehört, die im indischen Kastensystem ganz unten steht. Dabei fördert die lutherische Kirche bei uns die Frauenordination. Man braucht viel Unterstützung und Rückenstärkung. Das habe ich erfahren. Wenn meine Brüder meinten, ich solle doch heiraten, hat mich meine Mutter stets zum Studium ermutigt.

Dass ich irgendwann einmal Pastorin sein würde, stand für mich schon immer fest. Dieses Ziel war mir offensichtlich schon in die Wiege gelegt worden. So wurde es jedenfalls in meiner Familie erzählt. Als ich 1977 sieben Minuten nach meinem Zwillingsbruder geboren wurde, soll meine Mutter, die von Zwillingen nichts wusste, überrascht gewesen und aus lauter Freude damals gerufen haben: „Gott hat mir eine Tochter gegeben, sie soll ihm gewidmet sein". Ich wurde „Anupama" (übersetzt: die Einzigartige) genannt.

Fotos: P. Ravikumar/REUTERS, C. Wenn (1)

Jubel einer LGBTQIA-Aktivistin in Bangaluru. Der Oberste Gerichtshof hatte am 6. September 2018 die Kriminalisierung anderer Lebensformen verboten.

Man kann auch außerhalb vorgeschriebener Wege ein glückliches Leben führen

Mir wurde mehr und mehr bewusst, dass ich auch eine Verpflichtung habe: Ich will als Pastorin einen Beitrag zur Gendergerechtigkeit und Gleichberechtigung in Kirche und Gesellschaft leisten. So befasste ich mich unter anderem mit kontextueller und interkultureller Theologie. Ich absolvierte mein Studium am Gurukul Lutheran Theological College in Chennai und wurde 2009 von der Jeyporekirche ordiniert. In meiner ersten Stelle als Pastorin war ich verantwortlich für den Malkangiri Distrikt in Odisha, wo mehrheitlich die indigene Bevölkerung, die Adivasis und Dalit leben. Da in dieser Region auch die Naxaliten, eine indische Untergrundbewegung, agiert, kam es dort in regelmäßigen Abständen zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. So war begann ich meine Arbeit dort, wo die armen und marginalisierten Menschen leben. Für mich als Dalit fühlte es sich zum Teil wie ein Nachhausekommen an. Heute übe ich meinen Beruf mit Leidenschaft aus. Ich bin gerne mit den unterschiedlichsten Menschen zusammen und begleite sie dort, wo sie leben, auch in Armut und Leid. Als Dalit-Frau, als Pastorin, die eine kontextuelle Theologie vertritt und schon im Ausland war, bin ich natürlich eine Exotin. Das kann manchmal ganz schön anstrengend sein. Mir helfen aber die vielen internationalen interkulturellen Frauennetzwerke, wie ich sie in der ökumenischen Arbeit erlebe und während meiner Zeit in der Hamburger Missionsakademie erfahren habe. Diese Erfahrungen haben meinen Horizont erweitert. Ich möchte auch Vorbild für andere Frauen in meiner Kirche und Gesellschaft sein. Ich will zeigen, dass man als Frau auch außerhalb der bei uns vorgeschriebenen Wege als Ehefrau, Hausfrau und Mutter ein glückliches, selbstständiges, sinnvolles Leben führen kann. Ich will versuchen, die Regeln der patriarchalen Kultur und Gesellschaft zu brechen und werde nicht aufhören, mich für Gendergerechtigkeit einzusetzen. Das wird ein weiter Weg sein. Aber diese Herausforderung müssen wir annehmen. Wie sollen wir sonst etwas erreichen? Wir müssen als Frauen schon selbst das Wort ergreifen und für unsere Befreiung kämpfen. Die Freiheiten, die wir wollen, werden uns von keinem geschenkt.

Heute habe ich manchmal das Gefühl, nicht nur den Traum meiner Mutter zu leben, sondern den vieler Frauen, die einfach nicht die Möglichkeit hatten, so einen wunderbaren Beruf auszuüben wie ich.

Menschen sind ein Ebenbild Gottes und in seiner Liebe aufgenommen

Die Frage des Umgangs mit gleichgeschlechtlichen Partnerschaften ist in der Kirche nach wie vor ungelöst und ein umstrittenes Thema. Ich persönlich betrachte dieses Thema aus dem christlichen Blickwinkel heraus, den Jesus Christus uns vermittelt hat: Er hat alle Menschen in die Liebe Gottes eingeschlossen und sie ihrerseits dazu aufgerufen, alle Menschen zu lieben. Diese zwei Prinzipien sind mir heilig und meine theologische Grundlage. Ich selbst komme, wie ich schon erwähnt habe, aus der Gemeinschaft der Dalits. Die Indigenen wurden vom brutalen und unmenschlichen Kastensystem ausgeschlossen, verachtet und diskriminiert. Als meine Großeltern die Botschaft des Evangeliums verinnerlichten, waren sie jedoch nicht mehr die Menschen, die innerhalb des Kastensystems zu den Ausgeschlossenen gehörten, sondern ein Ebenbild Gottes. Auch ich bin überzeugt, dass uns nichts auf dieser Welt von der Liebe Gottes trennen kann. Wir brauchen keinen Richter, der entscheidet, wer dazu gehört und wer nicht. Das heißt: Alle Menschen sind, so wie sie sind, unabhängig von Herkunft und Lebensweise, ein Ebenbild Gottes und in die Liebe Gottes aufgenommen.

Die vielfältigen Lebensformen der LGBTQIA-Community sollten aus einer inklusiven Perspektive und einer Spiritualität der Inklusion gesehen werden. Ich behaupte auch, dass meine Befreiung als Frau und Dalit und meine Entwicklung zur Feministin heute undenkbar wäre, ohne all die anderen Befreiungsbewegungen der Ausgeschlossenen und Unterdrückten, die für ihre Anerkennung, für Gleichstellung und mehr Gerechtigkeit kämpfen. Mit meinem Glauben und meiner Praxis will ich mich auch in Zukunft für die Rechte dieser Menschen einsetzen.

Anupama Hial *ist Pastorin der Evangelisch-Lutherischen Jeypore-Kirche in Odisha. Sie arbeitet derzeit an ihrer Doktorarbeit zum Thema Mission am Institut für Landwirtschaft, Technik und Wissenschaft in Sam Haginbottom, Allahabad. Die ehemalige Stipendiatin in der Hamburger Missionsakademie war für den Nationalen Kirchenrat der Kirchen in Indien (NCC) tätig.*

Jeder Mensch hat das Recht so zu leben und zu lieben, wie es ihm entspricht

In einem so katholisch geprägten Land wie den Philippinen waren andere Lebensgemeinschaften in der Öffentlichkeit lange Zeit Tabu. Doch die Zeiten ändern sich und die Toleranz wächst. Dabei nimmt die Iglesia Filipina Independiente eine Vorreiterolle ein.

Ulrike Plautz

*Mit **Geraldine Roman** zog 2016 die erste Transfrau ins philippinische Parlament ein. Für das konservativ geprägte Land war das eine Sensation.*

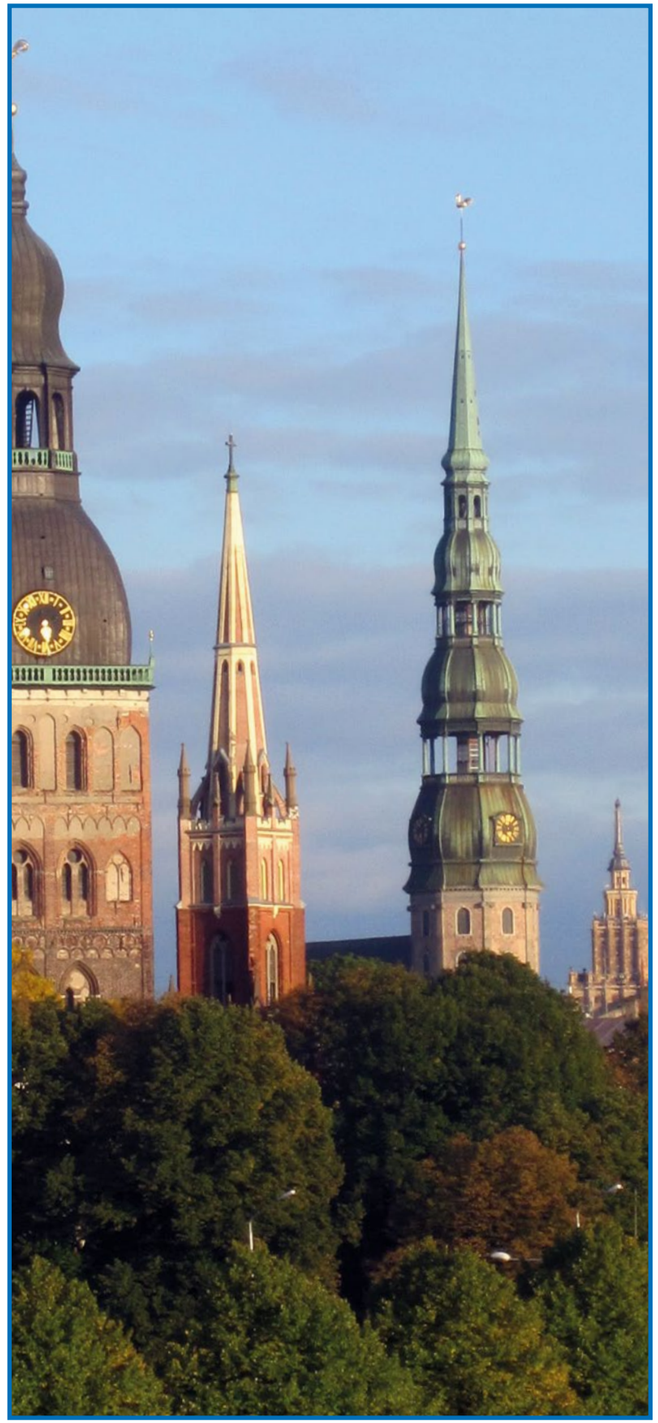
Gleichgeschlechtliche Partnerschaften sind schon lange in unserer Kirche akzeptiert. Offiziell befürwortet sie ihre Berechtigung in der Gesellschaft“, erklärte Pastor June Mark Yañez. Der philippinische Pastor räumt allerdings ein, dass die Iglesia Filipina Independiente mit dieser Haltung zu den Vorreitern gehört. So gibt es unter den Theologiestudierenden auch eine Transperson, die mit ihrer Situation offen umgeht. In der katholischen Kirche seien andere Lebensformen immer noch mit einem Tabu belegt, so Yañez. Das hat Auswirkungen in einem Land, wo 80 Prozent der Filipinos katholisch sind und die Kirche besonders in ländlichen Gebieten großen Einfluss auf Politik und Gesellschaft hat. Dennoch werden gleichgeschlechtliche Partnerschaften seit Beginn der 21. Jahrhunderts zunehmend akzeptiert. Zu ihrem Schutz wurde vom Parlament im Oktober 2017 ein Antidiskriminierungsgesetz verabschiedet und im Dezember erklärte der Präsident Rodrigo Duterte er werde die bis dahin verbotene gleichgeschlechtliche Ehe ermöglichen.

In Zukunft sollten auch in unserer Kirche gleichgeschlechtliche Partnerschaften einen Segen erhalten

Eine Signalwirkung hatte auch die Wahl 2016. Mit der Journalistin Geraldine Roman zog die erste Transfrau ins philippinische Parlament ein. In dem mehrheitlich konservativ geprägten Land war das eine kleine Sensation. Während des Wahlkampfes hatte Roman zahlreiche Anfeindungen erfahren müssen. „Die Politik des Hasses, der Bigotterie und der Vorurteile hat nicht gesiegt. Was gesiegt hat, waren Akzeptanz, Liebe und Toleranz“, sagte sie nach ihrem Sieg. „Allein der Fakt, dass jemand wie ich in den Kongress einziehen kann, ist ein Statement.“ Eine eindrucksvolle Botschaft in einem Land, das zwar offiziell Homosexualität erlaubt, in dem Betroffene aber in der Realität noch immer diskriminiert werden. Demnach will sich Geraldine Roman vor allem für die Antidiskriminierung einsetzen. „Gleichberechtigung zielt nicht nur auf das Geschlecht ab, sondern auch auf den sozialen und wirtschaftlichen Status. Ob arm oder reich, ob gebildet oder nicht: alle Menschen sollten die gleichen Möglichkeiten haben“, sagte Roman. Der Jubel der philippinischen LGBTI-Community war groß. Ihr Sieg zeigt, dass die Gesellschaft langsam liberaler wird und die Akzeptanz von Homosexualität ist in den letzten Jahren gestiegen ist. So gibt es in der Hauptstadt Manila mittlerweile eine kleine LGBTI-Community. Mittlerweile sind 73 Prozent der befragten Filipinos der Meinung, dass die Gesellschaft gleichgeschlechtliche Partnerschaften akzeptieren soll.

June Mark Yañez, der heute als Pastor in der Hamburger Seemannsmission tätig ist, erlebt, dass Homosexualität unter Seeleuten noch immer ein Tabuthema ist. „Das ist wie bei der Bundeswehr, das gibt es, aber man spricht nicht darüber“. Natürlich wünschte er sich auch einen offeneren Umgang mit dem Thema, „aber das lässt sich nicht erzwingen“, so Yañez. Er wünscht sich für die Zukunft, dass es in absehbarer Zeit auch in seiner Kirche möglich sein wird, dass auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften einen kirchlichen Segen erhalten und sie in der philippinischen Gesellschaft stärker respektiert werden und mehr Rechte bekommen. Denn der Pastor ist überzeugt: „Alle Menschen sind, so wie sie sind, geliebte Geschöpfe Gottes und jeder Mensch hat das Recht so zu leben und zu lieben, wie es ihm entspricht“.

Fotos: R. Ranoco/REUTERS (1), C. Hunzinger (1)



Geistliche sehen sich als Hüter der Tradition

In Lettland werden gleichgeschlechtliche Beziehungen nicht anerkannt. Auch von der dortigen evangelischen Kirche werden sie verurteilt.

Zanda Ohff

Viele Kinder in Lettland wachsen in einer gleichgeschlechtlichen Familie auf – mit Mutter und Großmutter. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum sich viele Menschen nach einer „traditionellen Familie“ sehnen. Als deren Hüterinnen sehen sich die sogenannten traditionellen Kirchen.

Nach dem „Baltic Pride 2018“ resümierte der lettische Journalist Juris Kaža, dass in diesem Jahr nicht nur die üblichen Unterstützer der LGBT auf die Straßen gegangen sind, sondern auch viele Teenager. „Die junge Generation hat eine neue Einstellung entwickelt: Einerseits ist es egal, wenn ihr Kumpel ‚anders‘ ist, aber sie akzeptiert und verteidigt sein ‚Anderssein‘. In anderen Worten: eine offene, westlich liberale Einstellung ist vielen in dieser Generation ganz selbstverständlich.”

Leitende Geistliche in Lettland kritisieren, dass sich Kirchen in Westeuropa mit ihrer Toleranz gegenüber anderen Lebensformen „an säkularisierte Gesellschaften anpassen“.

„Traditionelle“ Werte versus Liberalismus des Westens

Dass die junge Generation sich liberale Werte aneignet, sehen die Leiter der traditionellen Kirchen in Lettland mit Sorge. Sie sind stolz auf ihre „traditionelle Orientierung“, wozu nicht nur Heterosexualität gehört,

Fortsetzung Seite 28

sondern auch die Subordination der Frau in der Familie.

Die leitenden Geistlichen der lutherischen, katholischen, russisch-orthodoxen und armenischen Kirche sowie der Baptisten und Altgläubigen verfassten 2014 einen offenen Brief, in dem sie die lettische Gesellschaft vor gefährlichen Entwicklungen warnten, die im Widerspruch zur göttlichen Ordnung und den moralischen Prinzipien stehen: „Die Ehe ist ein Bund zwischen einem Mann und einer Frau, in der der Mann seine Familie beschützt, die Frau die Kinder in die Welt setzt und beide Eltern für die Kinder sorgen.“ Dieses Familienmodell hätte sich seit Jahrtausenden bewährt, behaupten die Geistlichen, gleichgeschlechtliche Beziehungen seien dagegen eine große Sünde.

Aufgabe der Kirche

Die leitenden Geistlichen in Lettland verstehen sich als Hüter der „traditionellen Werte“ und kritisieren die Kirchen in Westeuropa, die sich an ihre liberalen und säkularisierten Gesellschaften anpassen und sich von gesellschaftlichen Meinungen im kirchlichen Handeln leiten lassen.

Nach Meinung des lutherischen Erzbischofs Jānis Vanags vernachlässigt die Kirche ihre seelsorgerliche Pflicht, wenn sie gleichgeschlechtliche Beziehungen segnet: „Freilich ist Christus auch für homosexuelle Menschen gestorben und auferstanden. Trotzdem dürfen wir sie nicht in der Kirche trauen, weil Gottes Wort gleichgeschlechtliche Beziehungen als Sünde bezeichnet. Ohne Sündenbekenntnis und Vergebung führt die Sünde die Menschen in den ewigen Tod. Wenn die Kirche gleichgeschlechtliche Beziehungen segnet, sagt sie damit: Alles ist gut, ihr braucht diese Sünde nicht zu bereuen. Damit betrügt die Kirche aber die Menschen und überlässt ihre Seelen dem Tod. Genau das ist unser Streitpunkt mit den Kirchen im Westen: Wollen wir die Menschenseelen retten oder nicht?“

Die Verurteilung von offen gelebter Homosexualität ist für Erzbischof Vanags also ein Liebesdienst der Kirche an den Menschen, um ihre Seelen zu retten. Erst wenn ein Mensch sich von dieser “Sünde” befreit hat, kann er wieder Teil der christlichen Gemeinschaft werden und Aufgaben in der Kirche übernehmen.

Ein anderes Verständnis von Kirche und vom Liebesdienst an den Nächsten findet man in der Anglikanischen Kirche in Riga. Sie ist bisher die einzige inklusive Gemeinde in Lettland. Die Aufgaben in der Gemeinde werden nach Fähigkeiten verteilt und nicht aufgrund sexueller Orientierung. Unter den Gemeindegliedern dieser Gemeinde sind mehrere, die in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben und sich öffentlich dazu bekennen.

Die einzige inklusive Gemeinde in Lettland zu sein ist keine leichte Aufgabe. Immer wieder versuchen die größeren Kirchen, die Leitung dieser Gemeinde aus Gremien und Gesprächsrunden auszuschließen. Mit erstaunlicher Beharrlichkeit, Klugheit und Kühnheit schärft die jetzige Gemeindepastorin, Jāna Jēruma-Grīnberga, das inklusive Profil dieser Gemeinde. Da diese Gemeinde unter der Leitung der Englischen Kirche steht, ist sie nicht an die herrschende theologische Meinung in Lettland gebunden und hat keine direkten Sanktionen zu befürchten. Pastorin Jēruma-Grīnberga, die selbst bis vor einigen Jahren in London gelebt und gearbeitet hat, bringt eine liberale, westliche Sicht auf die Kirche und Gesellschaft ein.

Eine besondere Rolle in der Meinungsbildung unter theologisch Interessierten nimmt die Theologische Fakultät an der Universität Lettland ein. Seit Jahrzehnten arbeiten und studieren dort Menschen, die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften leben und deswegen aus anderen theologischen Instituten ausgeschlossen sind.

Ein Lernprozess

Ich selber gehöre zu der letzten Generation der Sowjetunion. In der Sowjetunion gab es bekanntlich keinen Sex. Ende der 1980er Jahre wurde zum ersten Mal ein Sonderheft eines Jugendmagazins herausgebracht, in dem die Kinder über Sexualität aufgeklärt wurden. Ich war damals Schülerin in der ersten Klasse und erinnere mich deutlich sowohl an das Heft als auch an die empörten Diskussionen darüber. Erst 1992 wurde aus dem Kriminalgesetz der Absatz gestrichen, der vorsah, dass die Männer für homosexuelle Handlungen mit einer Haftstrafe bis zu 5 Jahren bestraft werden konnten. Während meines Studiums an der Theologischen Fakultät Ende der 1990er Jahre begegnete ich zum ersten Mal einem Mitstudenten, der sich zu seiner homosexuellen Orientierung bekannte. Aufgrund dessen musste er das Katholische Priesterseminar verlassen. Später hat sich jemand aus meinem Freundeskreis zu einer Geschlechtsumwandlung entschieden. Durch diese Menschen musste ich mich mit Themen auseinandersetzen, mit denen ich mich sonst bestimmt nicht auseinander gesetzt hätte. Und da ich diese Menschen mochte und schätzte, musste meine Liebe zu ihnen nicht nur mit einem abstrakten Seelenheil, sondern mit ihrem Leben hier und jetzt zu tun haben.

Nur das kann ich auch den Kirchen und Gesellschaften wünschen: Ausreichend Räume für echte Begegnungen und Beziehungen, die die Nächstenliebe nicht nur in Ewigkeit, sondern auch hier und jetzt ganz dringend notwendig machen.

Zanda Ohff
ist Pastorin in Hamburg-Altona und hatte an der Theologischen Fakultät in Riga Theologie studiert. Sie ist Mitglied in der Generalversammlung und im Missionskonvent des Zentrums für Mission und Ökumene.

Pastorin Jāna Jēruma-Grīnberga setzt sich für eine inklusive Gemeinde ein.

Fotos: G2 Baraniak (1), H. Brauer (1), C. Wenn (1)

„Mit Mission und Ökumene verbinde ich vor allem Menschen, denen ich begegnet bin“

Der neue Direktor ***Dr. Christian Wollmann*** spricht über seine Ziele und sein persönliches Verständnis von Mission und Ökumene.

Ab März sind Sie der neue Direktor des *Zentrums für Mission und Ökumene* – Nordkirche weltweit. Was reizt Sie besonders an der Aufgabe?

Für das damalige Nordelbische Missionszentrum lebte ich drei Jahre lang als Gastdozent in China. Das war eine fantastische Zeit voller Abenteuer, Begegnung und Erkenntnis. Und auch zuvor hatte ich weltweit Kirchen und Kulturen vieler Länder kennenlernen können. Sie faszinierten mich, alle auf ihre Art. An der neuen Aufgabe reizt mich sehr, dass im *Zentrum für Mission und Ökumene* gewissermaßen diese ganze weite Welt im Blick ist und ich durch die Mitarbeitenden und durch persönliche Begegnung mit ihr verbunden bin. Vor allem aber sind Mission und Ökumene, wie das Zentrum sie lebt, in meinen Augen relevant und hoch aktuell für Kirche und Gesellschaft. Ich empfinde es als reizvoll, gemeinsam mit dem Vorstand dafür zu sorgen, dass die Mitarbeitenden in allen Arbeitsbereichen Wirklichkeit gestalten können und wir und unsere Partnerkirchen einander helfen, das zu zeigen, was wir lieben.

Was verbinden Sie mit den Begriffen Mission und Ökumene?

Ich verbinde mit den Begriffen zu allererst Menschen, denen ich begegnet bin. Dass wir der eine weltweite Leib Christi und Salz und Licht der Welt sind und sein sollen: Das habe ich immer wieder durch die Begegnung mit Christinnen und Christen erfahren dürfen, die mich sehr beeindruckt haben. Ihre Freiheit des Geistes, ihre Kraft und ihr Mut im Einsatz für Schwächere, für Frieden und Versöhnung, aber auch zum Widerstand, ihre Verbindung von tiefem Glauben und Handeln haben mich selbst motiviert und inspiriert. Es hat auch meinen eigenen Glauben belebt und bereichert.

Natürlich kenne und sehe ich die dunklen Flecken in der Geschichte von Mission und Ökumene. Aber ich verbinde doch vor allem Positives mit ihnen durch die Menschen, die mir Mission und Ökumene vorgelebt haben. Ich wünsche mir, dass dies durch die Arbeit des *Zentrums für Mission und Ökumene* auch anderen so geht.

Was sind ihre Ziele und Wünsche für das kommende Jahr?

Mein erstes Ziel ist es, das *Zentrum für Mission und Ökumene* und seine Beziehungen gründlich kennenzulernen. Dazu werde ich mit allen Mitarbeitenden in Breklum und Hamburg in Ruhe reden und viel im Haus präsent sein, sowie alle Ausschüsse und den Missionskonvent besuchen, Zeit für Gespräche bei den Tagen der Einen Welt oder der Generalversammlung mitbringen. Ich möchte mich in der Landeskirche und den missionarisch-ökumenische Netzwerken vorstellen und einarbeiten und auch in einen ersten persönlichen Kontakt mit den Partnerkirchen kommen, die in diesem Jahr glücklicherweise häufig zu Gast bei uns sein werden. Denn zweitens möchte ich am Ende des Jahres für mich klarer sehen, worauf genau ich meine Kräfte konzentrieren will. Ganz konkret möchte ich aber auf jeden Fall von Anfang an den Schwung zu einer größeren Beteiligung und Förderung der Jugend aufnehmen, der im Zentrum zu spüren ist. Ich freue mich darum sehr darüber, dass schon im Sommer eine internationale Jugendbegegnung stattfinden wird. Und schließlich ist ein Ziel, dass wir bis zum Ende des Jahres einen Plan vor Augen haben, wie unsere wichtige Arbeit finanziell gesichert und ausgebaut werden kann.

Ein abschließender Wunsch wäre, dass ich am Ende des kommenden Jahres die gleiche Freude über meine neue Aufgabe verspüre wie jetzt.

Die Fragen stellte Ulrike Plautz.

„Er lebt den Geist der Ökumene, der zum Wesen der Kirche gehört“

Dr. Klaus Schäfer geht in den Ruhestand

Claudia Ebeling

Dr. Klaus Schäfer, Direktor des *Zentrums für Mission und Ökumene* in der Nordkirche, ist am 2. Februar 2019 im Rahmen eines Festes mit rund 150 geladenen Gästen in den Ruhestand verabschiedet worden. Landesbischof Dr. h. c. Gerhard Ulrich hat ihn bei einem feierlichen Gottesdienst offiziell entpflichtet. In der Christuskirche in Hamburg-Othmarschen betonte Ulrich: „Ich habe Klaus Schäfer als tief frommen und hoch kompetenten ökumenischen Theologen kennen - und schätzen gelernt. Er lebt den Geist der Ökumene, der zum Wesen der Kirche gehört.“ Der 65-jährige Pastor Dr. Schäfer war seit 2005 Direktor des heutigen *Zentrums für Mission und Ökumene*, dem ehemaligen Nordelbischen Zentrum für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst. Unter den Gästen waren Vertreter der internationalen Ökumene, der Wissenschaft sowie haupt- und ehrenamtliche Engagierte in den Bereichen Mission und Ökumene.

Landesbischof Dr. h. c. Ulrich sagte weiter: „Klaus Schäfer steht für ‚Mission als Begegnung‘, die mit dem Hören auf die Anderen, die Fremden, die Fernen beginnt. Missionarinnen und Missionare sind für ihn alle, die getauft sind, und aus deren Taufe das Engagement für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung ‚gekrochen kommt‘ und sich entfaltet. Gerade in einer Zeit, in der der Respekt vor dem Anderen, gar Fremden unter die Räder des Populismus zu geraten droht, in der die Angst vor anderen Kulturen zu Abschottungsbewegungen zu führen droht, ist die Offenheit und gelebte Begegnung in der Ökumene, für die Klaus Schäfer eintritt, von unschätzbarer Bedeutung.“

Dr. Schäfer hat die Nordkirche in zahlreichen internationalen ökumenischen Bündnissen vertreten, war Mitglied in missionstheologischen Gremien, Synoden und Ausschussvorsitzender in der Vereinten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD). Er ist außerdem als Privatdozent im Fach Missions-, Ökumene- und Religionswissenschaft am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg tätig. Studiert hat er evangelische Theologie am Missionsseminar des Evangelisch-Lutherischen Missionswerkes in Niedersachsen (ELM) in Hermannsburg und an der Universität Hamburg. Anschließend war er unter anderem Dozent für Biblische Theologie am Andhra Christian Theological College in Hyderabad in Indien.

„Ich habe Direktor Dr. Klaus Schäfer als klugen und kundigen Ökumeniker und Theologen erlebt. Außerdem hat er das *Zentrum für Mission und Ökumene* engagiert mit den dort arbeitenden und damit verbundenen Menschen geführt und das Werk auch ausgezeichnet in der Öffentlichkeit vertreten“, betonte der Vorstandsvorsitzende des Zentrums, Propst Stefan Block.

Vertrauen und Gemeinschaft stiften

Vor dem Gottesdienst stand eine Gesprächsrunde zum Thema „Kirche und Theologie in interkulturellen Perspektiven“ auf dem Programm. Diskutiert wurde mit Dr. Alex Malasusa, dem ehemaligen leitenden Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania, Dr. Johnny Oommen, Leiter des Christlichen Krankenhauses in Bissamcuttack in der Evangelisch-Lutherischen Jeypore-Kirche und mit Professor Dieter Becker, Emeritus für Interkulturelle Theologie der Theologischen Hochschule der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Die Moderation hatte Dr. Uta Andrée, die neuen Dezernentin für Mission und Ökumene im Landeskirchenamt.

„Ich wünsche mir, dass die Kirchen des Südens uns mehr herausfordern“, betonte Dr. Schäfer auf dem Podium. Themen wie Paternalismus und postkoloniale Strukturen in der Partnerschaft dürften nicht ausgeblendet werden. Zugleich sei es eine gemeinsame Aufgabe „Vertrauen und Gemeinschaft zu stiften“. „Das ist Mission, nicht Abgrenzung und Feindschaft“, sagte er weiter in seiner Predigt. Dies betreffe auch die Rolle der Kirchen in ihrer jeweiligen Gesellschaft: „Wir müssen uns mit Respekt und unseren Werten in Diskurse begeben, auch mit Menschen anderer Religion und anderen Glaubens.“ Die christliche Religion sei nicht abgrenzend und ausschließend.

„Wir müssen erkennen, dass wir immer voneinander lernen können. Keine Kirche hat alles“, betonte Bischof Malasusa auf dem Podium. Nach Tansania zum Beispiel kämen seit mehr als 150 Jahren Flüchtlinge: „Ihr in Deutschland könnt also viel von uns in Afrika lernen.“ Johnny Oomen erläuterte, dass es die Aufgabe von Partnern sei, sich „immer wieder zu provozieren und zu stimulieren“. Allerdings funktioniere eine Partnerschaft nur mit gegenseitigem Respekt. Geldtransfers stünden zu oft im Vordergrund, diese aber schafften Abhängigkeiten und keine Gleichberechtigung. „Wir sind es gewohnt, in der Mehrheit zu sein. In den meisten anderen Ländern aber sind Christen eine Minderheit“, führte Professor Becker aus. Der Austausch von Personal und Studenten sei daher entscheidend, um Perspektiven reflektieren und verstehen zu können. „Wir müssen uns fragen, welche Bedeutung unsere westlichen Ideen und Themen für die Menschen in anderen Kontexten überhaupt haben“, sagte er weiter.

Unter den ökumenischen Gästen waren auch Pastorin Silvia Genz (Kirchenpräsidentin der Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien), Pastor Jakhin Huika (Propst von Lakshmipur in der Evangelisch-Lutherischen Jeypore-Kirche in Indien), She Hongyu (Stellvertretende Generalsekretärin der Amity Foundation in China), Pastor Ashraf Tannous (Gemeinde Beit Sahour der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land), Prof. Dr. Dace Balode (Dekanin der Theologischen Fakultät der Universität Lettlands in Riga) sowie Pastor Adam Tlaisego Khunou (Sekretär der Kap-Oranje-Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Südafrika).

Fotos: C. Wenn (3), J. Christiansen (1)

v.l.n.r.: Dr. Uta Andrée, Kirchenpräsidentin Silvia Gentz, Prof. Dr. em. Dieter Becker, Dr. Klaus Schäfer, Dr. John Oommen, Bischof Dr. Alex Malasusa

Landesbischof Dr. h. c. Gerhard Ulrich und Dr. Klaus Schäfer nach dem Entpflichtungsgottesdienst

Ein erster Blick in die Festschrift

Wacher Blick für Gegebenheiten und sich auftuende Möglichkeiten

Ein Nachruf auf den ehemaligen Indienreferenten
Bernd Eichhorn

Am 18. Januar verstarb plötzlich und unerwartet Bernd Eichhorn. Er hinterlässt seine Ehefrau Helga, zwei Kinder und zwei Enkelkinder. Bernd Eichhorn wurde am 6. Februar 1943 geboren. Ich habe Bernd Eichhorn während der Zeit meines Vikariates kennengelernt. Als es für meine Ausbildungsgruppe darum ging, eine ökumenische Studienreise zu planen und eigene Ideen nicht praktikabel waren, sprang Bernd Eichhorn ein und warb für eine Begegnungsreise in die indische Partnerkirche. Dem Indienreferenten des Nordelbischen Missionszentrums war klar, das hier eine Chance zu nutzen war: Angehende Pastorinnen und Pastoren würden Erfahrungen sammeln, was die Kirche-zu-Kirche-Beziehung zwischen Indien und Deutschland für das jeweilige Kirche-Sein bedeutet. Diese würden sie weitergeben und in ihren Gemeinden weiter an dieser Beziehung bauen. Das war 1995. Seine Kalkulation ging auf: Die Reise hat Eindrücke vermittelt, die nachhaltig prägend waren. Diese Episode kennzeichnet die Arbeit und das Engagement von Bernd Eichhorn. Er hatte einen wachen Blick für vorhandene Gegebenheiten und sich auftuende Möglichkeiten. An den Möglichkeiten hat er gerne und mit großer Ausdauer gefeilt. Von seiner Arbeit im Missionszentrum, die er von 1986 bis 1998 ausübte, sagte er einmal: „Ich war völlig identifiziert mit dem Job.“ Der Blick in eine andere Welt, die Lust am Reisen und die unmittelbare Auseinandersetzung mit grundlegenden (Über-)Lebensfragen im Gespräch mit fremden Menschen, die zu Freunden wurden, haben ihn intensiv beschäftigt und gefordert. Die Trennungen und Unterschiede zwischen den Kulturräumen blieben ihm dabei gegenwärtig. Um sie wahrnehmen zu können, ermahnte er sich selbst zur Distanz. Das Bild, das ihn dabei begleitete, beschrieb er so: „Ihr seid da und wir sind hier – und dazwischen ist eine Mauer. Ich bin von dieser Seite geschickt, um auf die Mauer zu klettern und ihr schickt Leute auf die Mauer, und wir verhandeln. Ich sehe hinüber, aber dort bin ich nicht zuständig. Wir klettern auf diese Mauer, um miteinander in Kontakt zu kommen. Mehr nicht – und weniger auch nicht!“ Auch seine Lust an theologischer Reflexion fand Nahrung. So wurde der Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen im Missionswerk mit existenziellem Pathos geführt. Die Weiterentwicklung der inzwischen selbständigen Jeypore-Kirche forderte geistlich und geistig. Meilensteine, die seine Arbeit geprägt haben, waren die Überwindung einer Finanzkrise der Kirche, die Stabilisierung des Krankenhauses in Nowrangpur, die Neuorganisation der lokalen Pastorenausbildung und Erarbeitung einer neuen Kirchenverfassung. Bernd Eichhorn war gerne Gastgeber. Viele Besucher aus Indien hat er zusammen mit seiner Frau Helga in seinem Haus bewirtet. Er hat viel gelesen. Informationen über politische Entwicklungen blieben ihm ebenso wichtig wie detaillierte Einblicke in die Mythologie der hinduistischen Religionen. Eine seiner Thesen war, dass das philosophische Konzept der Maya in der Partnerschaftsarbeit zu tiefen Missverständnissen beiträgt. Sein Wunsch, eine Forschungsarbeit dazu zu schreiben, blieb unerfüllt. Als Bernd Eichhorns Nachfolger im Indienreferat erlebte ich eine vertrauensvolle Übergabe. Ich habe ihn bewundert in seiner Fähigkeit, Menschen miteinander in Beziehung zu setzen und in seiner Treue zu vielen Menschen. In seinen letzten vier Amtsjahren setzte Bernd Eichhorn dann seine Gaben als Flüchtlingspastor seiner Landeskirche ein. Die Zeit des Ruhestands hat er genossen und genutzt. Da war Zeit für die Familie und Hobbies, aber auch für weiteres ehrenamtliches Engagement. Besonders lieb war ihm der wöchentliche Einsatz für die Seemannsmission im Duckdalben. Auch hier begegnete er wieder Menschen, denen er konkret und mit fröhlichem Herzen ein Stück weiterhelfen konnte. Wir danken für den Dienst von Bernd Eichhorn. Seine Stimme wird uns fehlen.

Bernd Eichhorn Ende der achtziger Jahre in Indien

Der Autor **Pastor Eberhard von der Heyde** *war von 1998 bis 2011 Indienreferent und danach bis 2017 stellvertretender Direktor im* Zentrum für Mission und Ökumene.

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (1), C. Wenn (1), New World Foundation (1)

Nachrichten

Israelisch-palästinensische Friedensarbeit gefährdet

פורום משפחות שכולות
ישראלי-פלסטיני בעד שלום
Israeli Palestinian
Bereaved Families for Peace
منتدى العائلات ثكلي من
أجل السلام والمصالحة والتسامح

So paradox es klingen mag: Die ersten Opfer des US-amerikanischen „Anti-Terror-Gesetzes“ sind zivilgesellschaftliche Organisationen, die sich für eine friedliche Koexistenz von Israelis und Palästinensern einsetzen. Durch Streichung von finanzieller Unterstützung in Milliardenhöhe will die US-Regierung die palästinensische Autonomiebehörde (PA) zur Anerkennung ihrer neuen Nahostpolitik zwingen. Der Vorwurf steht im Raum, die Palästinenser würden mit staatlichen Mitteln den Terrorismus fördern. Nun ist der Streit so eskaliert, dass die PA ihrerseits die USA aufgefordert hat, ihre Unterstützung für alles grenzüberschreitende zivilgesellschaftliche Engagement einzustellen.
Betroffen sind dreizehn Organisation, die sich für israelisch-palästinensische Koexistenz einsetzen und Projekte der Friedenserziehung durchführen. Hart trifft es dabei einen langjährigen Partner des *Zentrums für Mission und Ökumene*: die israelisch-palästinensische Friedensorganisation *Parents Circle - Families Forum*. In der Nichtregierungsorganisation (NGO) arbeiten Angehörige von 600 palästinensischen und israelischen Familien zusammen, die Kinder oder andere nahe Angehörige durch den Konflikt zwischen ihren Völkern verloren haben. Ihr Motto: „Der Konflikt wird erst aufhören, wenn wir miteinander sprechen!“
In den vergangenen Jahren hat sich die NGO zur Sprecherin der Friedensszene in Israel und Palästina entwickelt. Jedes Jahr richtet sie eine „alternatives Gedenken“ aus, bei dem Palästinenser und Israelis gemeinsam an ihre Opfer von Gewalt erinnern. Die Bedeutung dieses Gedenkens mitten im Konflikt zwischen zwei Völkern ist nicht hoch genug einzuschätzen. Doch im vergangenen Jahr kamen mehr als 7.000 Friedensbewegte, mehr als jemals zuvor. Die Streichung der US-amerikanischen Förderung stellt nun die Fortführung wichtiger Programme in Frage. Die Direktoren des Parents Circle, der Palästinenser Mazen Faraj und der Israeli Rami Elhanan, bitten daher ihre Freunde in aller Welt in einem verzweifelten Schreiben um Hilfe (siehe auch Spendenaufruf S. 36.) *Hanna Lehming*

Konfirmandenaktion 2019

Die Situation von Kindern und Jugendlichen in Südafrika steht im Mittelpunkt der diesjährigen **Konfirmandenaktion**. Sie steht unter dem Motto: „Weniger Gewalt! Mehr Bildung! Jugendliche in Kapstadt fördern!“ Immer noch ist das Leben vieler Jugendlicher vor allem in den ärmeren Vierteln und Townships von Armut und Gewalt geprägt.
Im Armutsviertel Lavender Hill bei Kapstadt ist die Sozialstation New World Foundation eine wichtige Anlaufstelle für benachteiligte Jugendliche. Sie bietet u. a. Sportkurse, Hausaufgabenhilfen und Musikgruppen an. Sie hilft bei Problemen in Schule und Familie und verbessert Zukunftschancen vieler Mädchen und Jungen. Die Sozialstation wird als langjähriger Partner des *Zentrums für Mission und Ökumene* finanziell unterstützt. Um die Situation der Kinder und Jugendlichen vor Ort weiterhin zu verbessern, ruft die Konfirmandenaktion zu weiteren Spenden auf. Mit Unterrichtsmaterialien informiert die Aktion u. a. über Südafrikas Weg von der Apartheid in die Demokratie, über das Zusammenleben vieler Kulturen in der „Regenbogennation“ und die Friedens- und Versöhnungsarbeit von Kirchen.
Infos: www.nordkirche-weltweit.de, Material kann bestellt werden unter: Tel. 040 88181-0 oder info@nordkirche-weltweit.de

Zack de Plooy aus Südafrika steht im Mittelpunkt der Konfirmandenaktion 2019

Neue App der Klima-Kollekte

In den App-Stores steht seit dem 18. Februar eine neue App des kirchlichen Kompensationsfonds Klima-Kollekte zum Download bereit, um ressourcensparende Mobilität zu fördern. Nutzer und Nutzerinnen werden dabei unterstützt, den eigenen CO_2-Ausstoß zu reflektieren, klimafreundliche und alternative Verkehrsmittel zu finden und im letzten Schritt unvermeidbare Emissionen zu kompensieren. Außerdem wird ein wöchentlicher Klima-Tipp als Push-Nachricht auf Smartphones verschickt, der Anregungen für einen ressourcensparenden und klimafreundlichen Lebensstil gibt.
Das *Zentrum für Mission und Ökumene* in der Nordkirche ist Gründer und Gesellschafter der Klima-Kollekte. Die Stiftung Warentest hatte den Kompensationsfonds in der Untersuchung „Freiwillige CO_2-Kompensation“ im Jahr 2018 mit dem Urteil „sehr gut“ bewertet.

Aufruf zum Klimafasten 2019

Die Nordkirche ruft Christinnen und Christen, Gemeinden, Kirchenkreise, Dienste und Werke dazu auf, in der diesjährigen Fastenzeit ab Aschermittwoch (6. März) eine

klimafreundliche und ressourcensparende Lebensweise auszuprobieren. „Wir brauchen Kreativität und Veränderung. Dazu sind die sieben Wochen vor Ostern eine gute Gelegenheit“, betonte der Umweltpastor der Nordkirche, Jan Christensen, vor dem Start der Aktion. Unter dem Leitsatz „So viel du brauchst…“ (2. Mose 16) laden elf evangelische Landeskirchen – darunter die Nordkirche – und drei katholische Bistümer dazu ein, Klimaschutz in den Mittelpunkt der eigenen Fastenzeit zu stellen. Jeder und jede kann sich daran beteiligen. Über sieben Wochen gibt es wöchentlich zu jeweils einem Thema Hinweise, welche klimafreundlichen Alternativen im eigenen Alltag möglich sind. **Impulse** geben eine Broschüre oder die Website www.klimafasten.de.

Judika 2019

Unter dem Motto „Auf dem Weg – Gerechtigkeit und Schöpfung“ lädt die Nordkirche alle Gemeinden am **7. April** zu einem Themengottesdienst ein. Dazu ist auch in diesem Jahr ein Materialheft erschienen, das mit Reflektionen, Gebeten, Gottesdienstbausteinen, Andachten und Liedern Anregungen für den Gottesdienst, die Jugendarbeit, Gemeindegruppen oder Einzelgespräche bietet.
Materialien erhältlich über judika@nordkirche-weltweit.de, Download unter www.sonntag-judika.de

Romerotage 2019

Die diesjährigen Romerotage vom **19. März** bis **14. April** in Hamburg stehen unter dem Motto „Solidarität und Gerechtigkeit. Wann, wenn nicht jetzt!“. Das Lateinamerikareferat im *Zentrum für Mission und Ökumene* lädt zu einem ökumenischen Gedenkgottesdienst in den Kleinen Michel am Sonntag, den 24. März, um 19 Uhr im Rahmen der Manresa-Messe ein. Außerdem veranstaltet es am 6. April von 10 bis 13 Uhr einen Studientag zu Brasilien zum Thema „Aktuelle religiöse Strömungen und politische Entwicklungen in Brasilien“.
Infos: www.romerotage.de

Ich bin, was ich bin

Unter der Überschrift „Ich bin, was ich bin: Ein Mensch“, findet am **6. Juni** im Christian Jensen Kolleg in Breklum ein Diskussionsabend statt. Es geht um das Thema der geschlechtlichen Identität und um Fragen wie: Wer bin ich und wer bestimmt, was ich zu sein habe? Dabei sollen viele Facetten der Identitätsproblematik beleuchtet werden. Den Abend leiten Claudia Hansen und Nora Steen.
Infos: www.christianjensenkolleg.de

Die Bibel das Buch der Flucht

Am Sonnabend, den **30. März** ab **18 Uhr** liest Dr. Johann Hinrich Claussen, der Kulturbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland, aus seiner neusten Veröffentlichung „Das Buch der Flucht. Die Bibel in 40 Stationen“. Biblische Fluchtgeschichten, Lieder, Gebote und Theologien wurden Verfolgten und Vertriebenen zur neuen, unverlierbaren Heimat – und sind es für viele Menschen bis heute. Im Anschluss gibt es ein Gespräch von Dr. Claussen mit der Flüchtlingsbeauftragten der Nordkirche, Pastorin Dietlind Jochims.
Ort: Martin-Luther-King-Gemeinde Steilshoop, Gründgensstraße.
Weitere Infos: Dietrich Gerstner, d.gerstner@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-332.

20. Kreuzweg für die Rechte der Flüchtlinge

Zum 20. Mal führt der Kreuzweg für die Rechte der Flüchtlinge am diesjährigen **Karfreitag**, den **19. April**, durch Hamburgs Innenstadt. „Denn sie wissen nicht, was sie tun“, lautet das Motto. Aus Anlass des Jubiläums wird Bischöfin Kirsten Fehrs mit dabei sein. Der Kreuzweg thematisiert unter anderem die andauernde Diskriminierung der Roma in ihren Herkunftsländern und in unserem Asylsystem, die weltweite Verfolgung von Menschen aus geschlechtsspezifischen Gründen sowie die Kriminalisierung der Seenotrettung im Mittelmeer und der tausendfache Tod dadurch. „Der Kreuzweg ist eine christliche Demonstration und ein politischer Gottesdienst, indem wir Fragen öffentlich aussprechen und dabei auch vor Gott bringen und um Beistand bitten,“ so die Veranstaltenden. Die Mittragenden des Kreuzwegs 2019 sind Brot & Rosen, Diakonische Basisgemeinschaft, AG Kirchliche Flüchtlingsarbeit Hamburg, die Flüchtlingsbeauftragte der Nordkirche, Ökumenisches Forum HafenCity, Katholische Flüchtlingsseelsorge/Caritas, Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona, Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Hamburg und das *Zentrum für Mission und Ökumene*.
Beginn: 12.30 Uhr vor der Hafenpolizeiwache an der Kehrwiederspitze (Nähe U-Bahn Baumwall), Abschluss gegen 15 Uhr im Gemeindehaus der Ev.-Reformierten Gemeinde Ferdinandstraße 21.
Weitere Infos: Dietrich Gerstner, d.gerstner@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-332 oder www.nordkirche-weltweit.de und www.brot-und-rosen.de.

Foto: C. Gründer (1)

Frühjahrskonvent

Die Frühjahrstagung des Missionskonventes wird sich thematisch vor allem mit den Beziehungen der Nordkirche zu Kirchen Nordamerikas befassen. Die Tagung des Missionskonventes findet am **27. April** in Hamburg im Auswanderermuseum BallinStadt statt. Dort wird die Geschichte der Auswanderung vieler Deutscher nach Amerika dokumentiert.

Tage der Einen Welt

Zum zweiten Mal finden vom **17.** bis **19. Mai** die „Tage der Einen Welt“ im Christian Jensen Kolleg in Breklum statt. Sie haben das Motto „Alles was Recht ist – Menschen in der Lieferkette“. So wird in diesem Jahr das UN-Treaty für Wirtschaft und Menschenrechte Thema sein. Dabei geht es um Fragen wie: Welche Rolle spielt die Einhaltung von Menschenrechten in der Lieferkette? Was können wir als Verbraucher tun, um die Lebens- und Arbeitsbedingungen für diejenigen, die ganz unten in der Lieferkette stehen, zu verbessern? Am Freitag werden sich Schulklassen und junge Erwachsene anhand eines Planspiels mit dem Thema Menschenrechte auseinandersetzen. Am Samstag stehen ein Plenum, verschiedene Workshops, ein Markt der Möglichkeiten sowie ein geselliger Abend mit Musik und Lagerfeuer auf dem Programm. Am Sonntag gibt es einen Festgottesdienst im Park. Eingeladen sind alle, die sich für die weltweite Ökumene interessieren. Zu den Veranstaltern gehören das *Zentrum für Mission und Ökumene*, Christian Jensen Kolleg, Kirchengemeinde Breklum, Evangelisches Regionalzentrum Westküste, Evangelische Akademie.
Infos: www.christianjensenkolleg.de

Neue Struktur im *Zentrum für Mission und Ökumene*

Im Zuge der Neuordnung des nordkirchlichen Hauptbereiches Mission und Ökumene wird die Geschäftsstelle des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Nordkirche künftig nicht mehr unter dem Dach des *Zentrums für Mission und Ökumene* arbeiten. Sie wird in einer neuen Arbeitsstelle zusammengeführt. Mirjam Freytag, die Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst, hat die Bereichsleitung im *Zentrum für Mission und Ökumene* zum 1. Februar abgegeben. Im Laufe des Jahres 2019 wird sich die neue Arbeitsstelle konstituieren, zu der mit Mirjam Freytag unter anderem auch die Ökumenebeauftragte der Nordkirche, die Flüchtlingsbeauftragte, die Referentin für Friedensbildung, das Umwelt- und Klimaschutzbüro und das Seemannspfarramt gehören werden. Die Referate, die im *Zentrum für Mission und Ökumene* bislang gemeinsam mit der Geschäftsstelle des Kirchlichen Entwicklungsdienstes gearbeitet haben, werden künftig in dem Bereich „Entwicklungspolitische Bildungsarbeit“ zusammengefasst. Dies sind das Referat für Theologie und Nachhaltigkeit, das Referat für Menschenrechte und Migration, das Referat für entwicklungspolitische Bildung und die Infostelle Klimagerechtigkeit.

Begegnung als Mission

Unter dem Titel **„Begegnung als Mission. Zwischen interkultureller Theologie und verantwortlichem Glauben“**, haben Michael Biehl und Ulrike Plautz eine Festschrift anlässlich der Verabschiedung von Dr. Klaus Schäfer herausgegeben. Mission hat vielerlei Gestalt – möglich aber wird sie nur in der Begegnung. Was das im Einzelnen heißt, zeigen die Beiträge in diesem Buch: Ob es um Begegnung mit Menschen in der weltweiten Christenheit geht oder mit Angehörigen anderer Religion, um Begegnung mit gesellschaftlichen Herausforderungen und säkularer Kultur oder mit Religion in Literatur, Film und Musik. Die Autorinnen und Autoren zeigen anhand ganz unterschiedlicher Kontexte, welcher Reichtum in Begegnungen steckt und welche Möglichkeiten dadurch eröffnet werden. So ist dieses Buch nicht nur eine Festschrift, sondern auch eine Ermutigung, sich auf Begegnung einzulassen – und sich auf alle Überraschungen zu freuen, die man dabei erleben kann.

„Begegnung als Mission. Zwischen interkultureller Theologie und verantwortlichem Glauben“, Hg. Michael Biehl, Ulrike Plautz, erschienen im Missionshilfeverlag Hamburg 2019, 24,90 Euro. Erhältlich beim Zentrum für Mission und Ökumene, Tel. 040 88181-0, info@nordkirche-weltweit.de

Die nächste Ausgabe
erscheint
am 1. Juni 2019

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C095223

KLIMANEUTRAL

Unser aktuelles Projekt in Israel/Palästina

Parents Circle - Families Forum ist ein Zusammenschluss von 600 israelisch und palästinensischen Familien, die durch Gewalt zwischen ihren Völkern ein Kind oder einen anderen nahen Familienangehörigen verloren haben.

Hilferuf vom Parents Circle: Trump-Regierung streicht Unterstützung

Mit einem verzweifelten Schreiben hat sich die israelisch-palästinensische Friedensorganisation Parents Circle - Families Forum*, ein langjähriger Partner des* Zentrums für Mission und Ökumene*, Anfang Februar an Freunde und Unterstützer gewendet. Die US-Regierung hat ihre Behörde für Entwicklungszusammenarbeit (USAID) mit Wirkung zum 1. Februar 2019 angewiesen, alle Unterstützung für Organisationen einzustellen, die grenzüberschreitend mit Israelis und Palästinensern zusammenarbeiten.*

Fast 1 Millionen Dollar Förderung durch USAID fallen jetzt unangekündigt weg. Betroffen ist vor allem das seit Jahren erfolgreich durchgeführte „Narrativ-Programm". Es führt Israelis zu Orten der palästinensischen Geschichte und Erinnerung und Palästinenser an solche der jüdisch-israelischen. Gemeinsam gehen die Beteiligten dabei den oft schmerzhaften Weg, die Erfahrungen der Anderen kennenzulernen und zu respektieren. Dieses und weitere Dialog-Programme können jetzt nur fortgeführt werden, wenn Spenden helfen, die harten finanziellen Einschnitte der amerikanischen Regierung aufzufangen.

Bitte, helfen Sie dem Parents Circle, seine erfolgreiche Arbeit für Gewaltüberwindung, Dialog und Versöhnung fortzusetzen!

Mehr Informationen auf Seite 33 und auch unter www.theparentscircle.org

Spendenkonto des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 520 604 100 000 111 333 | BIC: GENODEF1EK1 | Evangelische Bank
Projekt 4009 Parents Circle - Families Forum

Foto: PCFF (1), Titel: Ben Nelms/REUTERS